Karl-Werner Schunck
Exil in Skandinavien – zwei Lebensberichte Anneliese Raabke und Martin Krebs

Vorbemerkung

„Immer fand ich den Namen falsch, den man uns gab: Emigranten.
Das heißt doch Auswanderer. Aber wir
Wanderten doch nicht aus, nach freiem Entschluß
Wählend ein anderes Land. Wanderten wir doch auch nicht
Ein in ein Land, dort zu bleiben, womöglich für immer.
Sondern wir flohen. Vertriebene sind wir, Verbannte.
Und kein Heim, ein Exil soll das Land sein, das uns da Aufnahm.
Unruhig sitzen wir so, möglichst nahe den Grenzen
Wartend des Tags der Rückkehr, . . .“[1]

(Bertolt Brecht)

„Ich kann diese Schicksalsgemeinschaft nicht verlassen, wenn es mir persönlich gefährlich erscheint, und ihr wieder beitreten, wenn das Risiko vorüber ist.“[2]

(Kai-Uwe v. Hassel)

Unser Interesse

Martin Krebs, von 1950–1951 und von 1964–1970 Bürgervorsteher in Eckernförde; eine Straße in Eckernförde ist nach ihm benannt; ein kleines Porträtphoto von ihm hängt im Rathaus; er verstarb 1971 in Eckernförde. Wir wollten wissen, wer dieser Mann war. Unsere ersten, eher ungezielten Fragen nach Martin Krebs unter älteren SPD-Genossinnen und Genossen ergaben wenig Konkretes. Er sei ja nun schon eine Weile verstorben. Aus Eckernförde sei er nicht gewesen. Woher er gekommen sei, wisse man nicht so genau – wahrscheinlich Flüchtling. Es habe da etwas mit Paketen gegeben – ja, er habe nach dem Krieg Lebensmittelpakete und auch Kleidung verteilt. Aber mehr wisse man eigentlich auch nicht. Kurt Schulz, der Eckernförder Bürgermeister, habe ihn wohl ganz gut gekannt. Versucht es doch mal bei ihm. – Und damit hatte dann eine insgesamt etwa zwei Jahre dauernde Spurensuche begonnen – mal mehr und mal weniger intensiv und erfolgreich – wie das bei berufstätigen Menschen so ist. Dabei lernten wir Anneliese Raabke kennen, die aus eigenem Erleben berichten konnte.

Wichtig wurde uns die Sache, als wir merkten, daß wir über unsere Neugier an ein wirklich interessantes Thema geraten waren, die sozialdemokratische Emigration in Schweden während der Zeit des Nationalsozialismus. Grundlegende Forschungsergebnisse zu diesem Thema hat Helmut Müssener bereits 1974 in seinem Buch „Exil in Schweden – Politische und kulturelle Emigration nach 1933“[3] veröffentlicht. Diese umfassende Gesamtdarstellung fordert detaillierte Untersuchungen heraus. Es gibt leider nur wenige Arbeiten hierzu. [4]

Worin lag nun unser Interesse? Nichts könnte auf die Antwort dieser Frage besser hinweisen als die diesem Aufsatz vorangestellten Zitate. Es ging uns nicht darum, in *„einer Art familiengeschichtlichen Größenwahn“*[5] lediglich die Lebensgeschichte zweier Menschen, Anneliese Raabke und Martin Krebs, aufzuzeichnen. Dies hätte eine Veröffentlichung kaum gerechtfertigt. Bei den Gesprächen und den Briefwechseln mit Zeitzeugen, u. a. auch einigen anderen Emigranten, über Anneliese Raabke und Martin Krebs wurde uns deutlich, daß

[1] Aus den Svendborger Gedichten, in: Bertolt Brecht, Gesammelte Werke, Bd. 9, Frankfurt am Main, 1967, S. 18.

[2] Der Spiegel, 38, 1966, S. 24
In einer Fußnote gibt Erich Matthias an, daß das Zitat einer Rede von Hassels, gehalten am 29. 10 1960, entnommen wurde.
S. Erich Matthias (Hrsg.), Mit dem Gesicht nach Deutschland, Düsseldorf 1968, S. 8.

[3] Helmut Müssener, Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933, München 1974.

[4] S. u. a Dieter Günther. Gewerkschafter im Exil. Die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Schweden von 1938–1945, Marburg 1982.
Klaus Misgeld, Die „Internationale Gruppe demokratischer Sozialisten“ in Stockholm 1942–1945. Zur sozialistischen Friedensdiskussion während des Zweiten Weltkriegs, Bonn-Bad Godesberg 1976.

[5] Gerhard Beier, Arbeiterbewegung in Hessen, Frankfurt am Main 1984, S. 8.

vieles in ihren Erfahrungen und ihren Lebensläufen „typisches Emigrantenschicksal", wie Anneliese Raabke häufig sagt, ist. Wir waren bei unseren Nachforschungen an den Umständen interessiert, die diese Menschen zur Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland zwang, an ihren Erfahrungen und Lebensumständen im Exil und schließlich an der Zeit nach dem Krieg.

Emigranten und das Nachkriegsdeutschland

Besonders wichtig wurde uns im Verlauf der Arbeit die Beschäftigung mit den Fragen:
Was läßt sich über die Beziehung der aus Deutschland ins Exil Vertriebenen zum Nachkriegsdeutschland sagen, und wie ist dieses Nachkriegsdeutschland mit ihnen umgegangen? Waren sie willkommen? Versuchte man, sich ihrer Erfahrungen und ihrer demokratischen Gesinnung zu bedienen?

Wir haben uns entschlossen, diesen Schwerpunkt der Arbeit, der vor allem am konkreten Beispiel des Lebenslaufs von Martin Krebs aufgezeigt werden soll (nach 1945), als Fortsetzung für die nächste Ausgabe des Jahrbuches einzureichen. Wir hoffen, daß durch diese Aufteilung der inhaltliche Zusammenhang – unser eigentliches didaktisches Anliegen – nicht verlorengeht.

Kai-Uwe v. Hassels auf Willy Brandt gemünzte Äußerungen auf dem Landesparteitag der CDU in Heide 1960, man könne *„diese Schicksalsgemeinschaft nicht verlassen, wenn es persönlich gefährlich"* erscheine, *„und ihr wieder beitreten, wenn das Risiko vorüber"* sei, drückte keineswegs die Meinung eines Einzelnen aus. Wir wissen dies aus den Wahlkämpfen der sechziger Jahre bis über die Bundestagswahl 1972 hinaus.

Betroffen macht das Ausmaß der Verdrängung, die Kontinuität der Wertvorstellungen. Die „Stunde Null" entlarvt sich hier als Mythos. Der Versuch, die Emigration als politisch unzuverlässig, die Emigranten als Vaterlandsverräter zu diskreditieren, hatte und hat in der Bundesrepublik bis in unsere Tage hinein Erfolg. Die Position der so Angegriffenen war schwierig, wurde doch häufig nur mit Andeutungen gearbeitet, die es den Beschuldigten schwer machte, dagegen anzugehen und die sie dazu zwangen, ihre Integrität wieder und wieder nachzuweisen. Welche psychischen Belastungen und Verletzungen vor allem politisch tätige ehemalige Emigranten im nachnationalsozialistischen Deutschland erfuhren, kann ahnen, wer sich Martin Krebs' Kandidatenbrief zur Bundestagswahl 1957 genauer ansieht und als eine Reaktion auf diese Erfahrungen versteht. In seiner persönlichen Vorstellung erwähnt er seine immerhin zehn Jahre dauernde Zeit im Exil nur in einem einzigen Satz:

„Ich bin froh, daß ich meine landwirtschaftlichen Kenntnisse, die ich im Ausland durch monatelange Arbeit auf schwedischen Höfen erweitert habe, auch in Schleswig-Holstein verwerten konnte, wo ich seit elf Jahren lebe und wirke."[6]

Willy Brandt schrieb zu seiner Person 1961 im „Amtlichen Handbuch des Bundestages":

„Abitur am Johanneum in Lübeck. Historisches Studium in

[6] Kandidatenbrief zur Bundestagswahl 1957, Martin Krebs, Stadsbiblioteket Västerås.

Oslo. 1933–1945 journalistische und politische Betätigung in Skandinavien . . .“[7]

In seinem Buch „Links und frei“ kommentiert Brandt die damaligen Erfahrungen. Die folgenden Sätze können auch als Antwort auf von Hassels Angriffe gewertet werden:

„Ich weiß heute, daß ich mich zu oft und zu lange bei diesen infamen und absurden Beschuldigungen aufgehalten habe und mir dadurch Kraft für Wichtigeres nehmen ließ. Ich hätte meine Feinde entschiedener auf das Wesentliche hinweisen sollen: Mein Lebensweg wich in der Tat von dem der meisten meiner Landsleute erheblich ab. Das war nicht deren Schuld, doch auch nicht meine Schande. Ich wollte als junger Mann mit dem deutschen Staat, der rechts- und menschenfeindlich war, nichts zu tun haben. Ich kehrte in mein Land zurück, als es aus tausend Wunden blutend die Chance einer neuen rechtlichen und menschlichen Existenz erhielt. Denen, die eine Pflicht zur nationalen Solidarität auch dann für selbstverständlich hielten, wenn das eigene Land in die Hände verbrecherischer Machthaber gefallen ist, konnte ich nicht gerecht werden; ich habe es als einen Vorzug, auch als ein Vorrecht betrachet, nicht mit dem Verderben paktieren zu müssen.“[8]

[7] Amtliches Handbuch des Deutschen Bundestages, hrsg. vom Deutschen Bundestag, Darmstadt 4. Wahlperiode 1961 ff.

[8] Willy Brandt, Links und frei, Hamburg 1982, S. 73 f.

Bemerkungen zur Methode

Die auf diese einleitenden Bemerkungen nun folgenden zwei Lebensberichte sind nicht als Addition von Biographien zu verstehen, sondern sie ergänzen sich sowohl inhaltlich als auch methodisch. Der Bericht über Anneliese Raabke, eine autobiographische Skizze als das Ergebnis mehrerer Gespräche mit ihr, wurde mit den Methoden, der sich die ‚oral history‘ (d. h. die mündlich überlieferte Geschichte) bedient, erarbeitet. Die Interviews wurden in Zusammenarbeit mit Anneliese Raabke überarbeitet, wobei jedoch auf Authentizität geachtet wurde. Bei Höhepunkten der Schilderung haben wir auf verbindende Sätze verzichtet. Soweit Anneliese Raabkes Aussagen durch Aussagen anderer Emigranten oder durch Dokumente überprüfbar waren, wurden sie überprüft. Abgesehen davon, daß ihr Lebenslauf in vielem beispielhaft ist, ist der Beitrag gerade auch wegen seiner Subjektivität wichtig. Er ist in diesem Sinne auch als eine kommentierende Ergänzung zu dem Teil über Martin Krebs zu lesen.

Der Lebenslauf über Martin Krebs wurde dagegen weitgehend mit traditionellen Methoden erarbeitet. Dies macht ihn im Ergebnis weniger lebendig, weniger subjektiv. Allerdings eignet er sich besser dazu, die für das Verständnis beider Personen wichtigen historischen Hintergründe aufzuzeigen. Gerade dies wäre nicht möglich gewesen, ohne den Rückgriff auf die eingangs zitierten grundlegenden Arbeiten.

Wer sich ein wenig mit der Geschichte der Emigration beschäftigt hat, weiß, wie unterschiedlich Menschen in der extremen Situation des Exils reagieren. Unermüdliches und aufopferungsvolles Engagement für große Ziele und kleinliches, allzusehr im Persönlichen verhaftetes Gezänk, finden sich oft dicht beieinander. Letztgenanntes sollte zumindest angedeutet werden. Eine Glorifizierung der deutschen sozial-

demokratischen Emigration in Schweden wäre angesichts dieser Tatsache völlig fehl am Platze. Den Personen jedoch, deren Leben wir im folgenden wiedergeben, sind wir mit Sympathie begegnet. Etwas davon möchten wir an die Leser weitervermitteln, um so ein weitergehendes Interesse zu wecken.

Anneliese Raabke „Ich habe gezittert, aber das sieht man ja nicht." Herkunft

Am 15. November 1909 wird Anneliese Raabke als jüngstes von vier Geschwistern (die 1896 geborene Schwester und zwei Brüder) geboren. Die Familie wohnt nahe am Kieler Südfriedhof in der Hasselmannstraße an der Ecke Harmsstraße. Beide Eltern sind Sozialdemokraten. Der Vater, Otto Grigoleit, ist als gelernter Former im Formerverband, der später im Metallarbeiterverband aufgeht, gewerkschaftlich engagiert. In den 1890er Jahren ist er auf die „Schwarze Liste" geraten, mit der Arbeitgeber und Polizei gewerkschaftlich organisierte Arbeiter aus dem Arbeitsleben fernzuhalten versuchten. 1903 hat er gemeinsam mit Hermann Adam, Adolf Frahm und Gustav Fahrenkrug den Kieler Konsumverein gegründet.

Jugenderinnerungen

Während des Ersten Weltkrieges ist Otto Grigoleit auf der Kaiserlichen Werft in der „Geheimen Registratur" beschäftigt. Sich in dieser Zeit dort als Sozialdemokrat zu exponieren, ist schwierig. Die Familie hat es schwer genug, sich durchzuschlagen.

Anneliese Raabke:

„Die ganzen Kriegsjahre waren natürlich fürchterlich. Ich war ja noch sehr klein, aber ich weiß, daß wir gehungert haben. Damals wurde auf der Werft von Kollegen so eine Mühle gebaut, und im Sommer nach der Ernte hat meine Mutter Ähren gesammelt. Das Korn wurde in der Mühle zerquetscht, und wir haben es abends als Suppe gegessen. 1917 gab es dann im wesentlichen nur noch getrocknete Rüben, grausig. 1918, kurz vor der Revolution, war die ganze Familie an Grippe erkrankt. Und ich kriegte noch Diphterie. Wir waren geschwächt und die Krankheit setzte uns sehr zu."

Der Beginn der Novemberrevolution 1918 bleibt der kleinen Anneliese Raabke – wenige Tage vor ihrem neunten Geburtstag – mit einem Bild im Gedächtnis haften. Das Untersuchungsgefängnis in der Faeschstraße am Kieler Gerichtsgebäude liegt nur wenige Schritte von der elterlichen Wohnung entfernt:

„Ich stand am Fenster, als die gefangenen Matrosen freigelassen wurden. Es waren schätzungsweise 30 oder 40. Ich beobachtete sie, wie sie mit ihren Seesäcken in Richtung Hauptbahnhof gingen. Vom Kapp-Putsch im März 1920 ist mir nur in Erinnerung, daß es hieß, es solle einen Generalstreik geben. Ich war damals zehn, und ich weiß, daß meine Mutter alles, was es in der Küche an Töpfen und Wannen gab, mit Wasser füllte. Es hieß, daß es wegen des Generalstreiks kein Wasser mehr geben würde."

Eine Aufnahme von Anneliese Raabke aus dem Jahre 1980.

Anneliese Raabkes Vater arbeitet nach dem Krieg noch einige Jahre bei den „Deutschen Werken", wie die „Kaiserliche Werft" jetzt heißt, im Lohnbüro. Das Ende des Krieges

führt zu Beschäftigungsmangel und Personalabbau. Eine Zeitlang ist der Vater noch arbeitslos, findet dann vorübergehend wieder Beschäftigung als Former in einer Gießerei in Neumünster, ehe er aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig in Rente gehen muß. Viel zum Leben ist es nicht; aber immerhin kann die Mutter als gelernte Schneiderin dazuverdienen.

Von Anbeginn ist Otto Grigoleit in der „Freien Turnerschaft an der Kieler Förde" passives Mitglied gewesen. Nun, mit über Fünfzig, wird er aktiv und turnt, soweit die Gesundheit es zuläßt, in der Altherrenriege. Auch für die Kinder ist der Arbeitersport eine wichtige Sache:

„Vater hat uns alle in den Turnverein gebracht. Und damit, meinte er, hätte er eine große Pflicht erfüllt, damit wir aufgeklärt würden. Wir waren alle mit Begeisterung dabei. Damals durfte man erst mit neun Jahren anfangen. Ich weiß, ich habe sehnlichst darauf gewartet, daß ich endlich neun Jahre alt wurde. Ich habe angefangen mit Turnen, Freiübungen und Geräteturnen und im Sommer draußen auf dem Sportplatz auch Leichtathletik. Der Leiter der Mädchenabteilung war Hein Bohnsack, der kürzlich, über 90 Jahre alt, gestorben ist. Als ich 13 Jahre alt war, ging ich dann zu Willi Jatow in die rhythmische Gymnastikabteilung. Das hat mich ganz ausgefüllt. Das bedeutete, daß man an zwei

„Gymnastikgruppe Jatow" der Freien Turnerschaft an der Kieler Förde, Abteilung V – das Bild entstand während einer Harzreise der „Jungmädchen" der Abteilung V im Oktober 1924.

Nachmittagen, montags und donnerstags, in der Schule bei Jatow und zusätzlich noch an zwei oder drei Abenden engagiert war. Wir sind überall aufgetreten. Bei jedem Verein und jeder Gewerkschaft, die irgendein Stiftungsfest oder etwas Ähnliches hatte, haben wir Vorführungen gemacht, nicht nur in Kiel, sondern in ganz Schleswig-Holstein. Wir waren in Flensburg, in Rendsburg und verschiedenen anderen Stellen. Oftmals waren wir am Wochenende unterwegs und wurden bei irgendwelchen Turnern und deren Familien untergebracht. Und erst am nächsten Tag, am Sonntag, sind wir wieder zurückgefahren."

Bildungsweg

Anneliese Raabke (1927).

Bis 1924 besucht Anneliese Raabke die achtklassige Volksschule in der Fock-Straße in Kiel. Sie gehört zu den besten Schülerinnen ihrer Klasse. Zusammen mit einer Klassenkameradin soll sie die Möglichkeit erhalten, über die einjährige Aufbauschule ins Lyzeum (Mädchengymnasium) weiterzugehen. Dann heißt es plötzlich, daß nur eine der beiden Schülerinnen diese Chance erhalten könne; Anneliese Raabke hat das Nachsehen. Sie besucht nun zunächst für ein Jahr die Haushaltsschule, anschließend für ein weiteres Jahr die Handelsschule. Der Besuch weiterführender Schulen kostet in den 20er Jahren noch Schulgeld. In Ausnahmefällen gibt es in der Weimarer Republik die Möglichkeit, daß begabte Kinder aus Arbeiterfamilien Freiplätze bekommen. Anneliese Raabke hat während ihres ersten Halbjahres auf der Haushaltungsschule zunächst einen halben, danach einen dreiviertel Freiplatz.

„Das bedeutete, daß meine Eltern nicht so viel zahlen mußten. Das war ja wichtig. Nachher auf der Handelsschule hatte ich

Teilnehmer eines Fortbildungskurses (Englisch) des „Zentralverbandes der Angestellten" in Kiel, 1926 (Anneliese Raabke in der Mitte der ersten Reihe).

zunächst noch einen dreiviertel und dann einen ganzen Freiplatz. Na, und dann habe ich auch eine öffentliche Belobigung bekommen. Es war damals ja üblich, daß die besten aus jeder Klasse in den Zeitungen benannt wurden – das nannte man dann ‚öffentliche Belobigung'. Dies wurde auch im Zeugnis vermerkt. Ich habe auch ein bißchen dafür getan. Und nebenbei habe ich in einem Abendkurs beim freigewerkschaftlichen Zentralverband der Angestellten Englisch dazugelernt."

Anneliese Raabkes sehr viel ältere Schwester hat eine Lehre als Köchin gemacht und ist während des Ersten Weltkriegs nach Norwegen gekommen. Die beiden Brüder machen eine Schlosserlehre; für eine weiterführende Ausbildung fehlen die Mittel. Der ältere der beiden Brüder wird dann später Detailkonstrukteur auf einer Werft, der andere arbeitet auf der Germaniawerft als Elektromechaniker in der U-Boot-Reparatur. Dem Schicksal, als Soldaten im Zweiten Weltkrieg an die Front zu müssen, entgehen sie auf diese Weise. Vom Krieg bleiben sie dennoch nicht verschont. Alle Familienmitglieder werden mehrfach ausgebombt.

Auf die Schule folgt eine zweijährige Lehrzeit bei der „Kieler

Pflanzenbutterfabrik" (später: „Margarinefabrik Harder") in der Muhliusstraße. Im Anschluß daran findet sie für weitere drei Jahre Arbeit im Kontor der „DEROP" (Deutsche Vertriebsgesellschaft für russische Ölprodukte). Die DEROP hat ihre Hauptstelle in Berlin mit einer Zweigstelle in Hamburg. In Kiel gibt es nur ein kleines Büro; Anneliese Raabke ist dort die einzige Beschäftigte und arbeitet für mehrere Vertreter, die im Außendienst tätig sind.

Gemeinsamer Lebensweg mit Walter Raabke

In diese Zeit fällt der Beginn ihrer Beziehung zu Walter Raabke. Walter Raabke stammt ebenfalls aus der sozialistischen Turnbewegung und ist zudem in der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) aktiv.

1929 beginnt die große Weltwirtschaftskrise. Walter Raabke, geb. 1906, teilt als gelernter Modelltischler bald das Schicksal vieler seiner Altersgenossen. Er wird arbeitslos und alsbald auch aus der Arbeitslosenversicherung „ausgesteuert", d. h., er verliert jede Unterstützung.

Eine Chance eröffnet sich, als Anneliese Raabke über einen der DEROP-Vertreter zufällig erfährt, daß beim Golfclub in Kitzeberg eine Verwalterstelle neu zu besetzen ist.

„Am nächsten Sonntag sind Walter und ich hingefahren und haben uns vorgestellt. Eine Woche später hat man uns Bescheid gegeben: ‚Ja, ihr könnt anfangen. Aber dann müßt ihr heiraten, nicht wahr.' Walter zögerte noch etwas, und dann habe ich gesagt: ‚Du, ich mache Dir einen Heiratsantrag.' Dann haben wir sehr schnell geheiratet, am 13. Juni 1931, und am 15. haben wir dann in Kitzeberg angefangen. Walter hat ein wenig auf dem Platz geholfen; da war ja noch jemand, der den Platz in Ordnung hielt. Und ich habe das Haus verwaltet und vor allem die Küche. Die Clubmitglieder kamen nach dem Spielen dorthin zu Tee und Toast, und an Wettkampftagen wurden auch Mahlzeiten gereicht. Der Besuch der Haushaltungsschule erwies sich nun als nützlich. Walter hatte nebenbei als Tischler ein selbständiges Gewerbe angemeldet, das er in einem Nebengebäude auf dem Golfplatzgelände ausüben konnte."

Nun ist der Golfplatz zweifellos ein ungewohntes soziales Umfeld, und klar ist auch, daß man sich hier nur schwer politisch exponieren kann. Anneliese Raabke:

„Aber das war für uns doch ziemlich schwer. Im Dorf, in Heikendorf, ist dann natürlich doch politisch diskutiert worden. Und zum Herbst 1932 hat man uns dann gekündigt. Man hat es ein bißchen bemäntelt und gesagt, daß der Golfclub zum Winter geschlossen würde. Nun fing für uns das große Elend an. Ich hatte zwar noch Anrecht auf Arbeitslosenversicherung, aber Walter war ja schon ausgesteuert."

Walter und Anneliese Raabke ziehen zu seinen Eltern nach Kiel-Ellerbek, die im Ellerbeker Bauverein ein kleines Siedlungshaus haben.

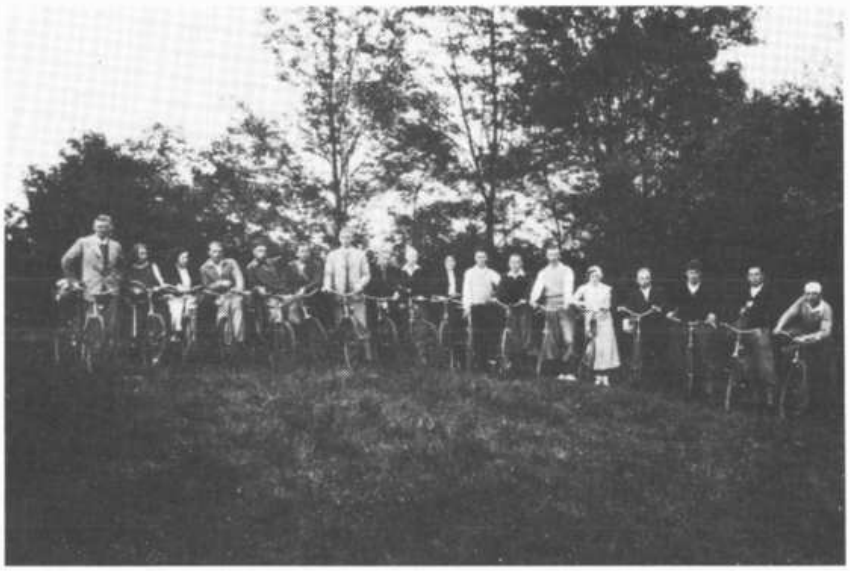
Prägende politische Erfahrungen

Anneliese Raabke erinnert sich, daß sie in den Jahren vor 1933 häufig Gast im Kieler Gewerkschaftshaus waren: Das Gewerkschaftshaus war schon immer beliebter Treffpunkt für alle gewesen, die sich der Arbeiterbewegung zugehörig fühlen. Dort geht man hin, wenn man politisch diskutieren oder ganz einfach mit Freunden oder Bekannten zusammensein will. Anneliese Raabke ist auch dort, als am 12. März 1933, am Sonntag der Kommunalwahl, das Gewerkschaftshaus von der SA besetzt wird:

„Wilhelm Spiegel, der Fraktionsvorsitzende der Kieler SPD-Ratsherrenfraktion, war in der Nacht zuvor von den Nazis in seiner Wohnung ermordet worden. Es war Unruhe in der Stadt, und man mußte ja sehen, was die SA machte. Wir haben immer versucht, dies zu beobachten und uns ein Bild zu machen. Abends im Restaurant des Gewerkschaftshauses waren unser Onkel Wilhelm Schweizer und seine Frau auch dort. Schweizer war als hauptamtlicher Stadtrat für die SPD im Kieler Magistrat; seine Frau und Walters Mutter waren Schwestern. Also, auf einmal gab es Unruhe im Gewerkschaftshaus, und SA kam herein. Plötzlich hieß es, Wilhelm Schweizers Wohnung sei aufgebrochen und verwüstet worden. Wir also hin; die Wohnung war in der Schillerstraße. Es stimmte. Schweizer ging in die Wohnung hinein, das Telefon war abgeschnitten. Kein Kontakt möglich. Wir sind wieder hinausgegangen, bis zur Synagoge. Die lag neben dem Parksanatorium am Schrevenpark. Dort kamen SA- und SS-Leute und haben uns zusammengetrieben. An diesem Abend sind auch Kalli Ratz und Willi Verdieck und mehrere andere im Gewerkschaftshaus zusammengetrieben und im Rathaus eingesperrt worden. Sieben oder acht Mann sind in der Nacht dann von dort in die ‚Blume', ins Polizeipräsidium in der Gartenstraße/Ecke Blumenstraße, gebracht worden. Und dort haben Walter, unsere Tante und ich Wilhelm Schweizer besucht. Er hatte dicke blaue Augen, das ganze Gesicht war zerschlagen. Es war schlimm. Einige Tage später kamen alle in die Faeschstraße ins Untersuchungsgefängnis. Da gab es noch einige Leute von uns, Genossen, die als Polizisten dort Wache hatten, auch auf der Abteilung, wo die politischen Gefangenen saßen. Und so bin ich auch dort bei Schweizer in der Zelle gewesen. Abends um neun bin ich hingegangen. Ein befreundeter Polizist hatte Wache und ließ mich hinein. Die Zellen waren in der ersten Etage. Es waren immer vier Mann in einer Zelle. Dann habe ich mich mit Schweizer unterhalten. Ich bin später nicht mehr in der Zelle gewesen. Aber wir haben jeden Tag Kaffee zum Gefängnis gebracht. Den haben wir unten bei den Wachleuten abgegeben, und am nächsten Tag haben wir die leere Thermosflasche wieder mitgenommen. Das ging bis etwa Ende Juni, bis die Gefangenen nach Lichtenburg kamen. ‚Schutzhaft' hieß das damals noch."

Ein Tischtennisclub als politische Tarnung

Als Anneliese und Walter Raabke Ende 1932 nach Ellerbek gezogen sind, schließen sie sich mit einer Reihe etwa Gleichaltriger, die sich alle aus der Gewerkschaftsjugend oder aus der Sozialistischen Arbeiterjugend und dem Arbeitersport kennen, zu einem Tischtennisclub zusammen, der sich einmal in der Woche in der Ellerbeker Gaststätte „Lucienlust" trifft. Nach dem offiziellen Verbot der verschiedenen Organisationen der Arbeiterbewegung, nach der „Machtübernahme" der Nazis, übernimmt dieser Tischtennisclub bald die Funktion eines getarnten politischen Clubs. Regelmäßig treffen sich etwa 12–15 jüngere Männer und Frauen. Die Diskussionen drehen sich um das aktuelle politische Geschehen, über die Aktionen der Nazis und möglichen Gegenaktionen, über die zu erwartende weitere Entwicklung und die Perspektive ihres Widerstands. Es werden illegal Flugblätter verteilt, und zwar selbst erstellte und auch solche, die man aus anderen Quellen bezieht, denn: *„In Kiel funktionierte damals ja noch so allerlei."* Es ist schwer, diese Dinge im einzelnen zu rekonstruieren. Es



Ehemalige Angehörige der Gewerkschaftsjugend und der Sozialistischen Arbeiterjugend aus Kiel-Ellerbek während eines gemeinsamen Ausflugs zum Selenter See nach dem Verbot ihrer Organisation, Pfingsten 1933 (dritte von links: Anneliese Raabke).

galt allgemeine Schweigepflicht, und auch in einer Gruppe, die strukturiert war wie dieser Tischtennisclub, wurde über „Überflüssiges" nicht geredet, um sich und andere nicht unnötig zu gefährden. Anneliese Raabke berichtet, daß ihr Mann oft nachts nicht zu Hause war, weil er *„andere Aufgaben"* hatte.

„Aber da fragte man nicht nach. Das ging nicht. Da hätte man ja viel kaputt machen können."

Walter Raabkes Verhaftung

Es geht auch nicht lange gut. Im Juni 1933, zur gleichen Zeit, als die am 12. März inhaftierten Gewerkschafter und Sozialdemokraten aus dem Untersuchungsgefängnis in Kiel nach Lichtenburg geschafft werden, geschieht es:

„Plötzlich ging in unserer Kneipe, Lucienlust, die Tür auf. Mindestens 20 SA-Leute kamen herein und schrien: ‚Hände hoch!' und ‚Stillstehen!' Einer unserer Jungens sagte: ‚Was ist denn los?' Der kriegte gleich ein Ohrfeige. Uns Frauen haben sie an die Seite geschoben: ‚Ihr bleibt hier!' Die Jungens mußten die Hände hinter den Kopf legen, und dann ist die SA mit ihnen

abgezogen. Wir haben an dem Abend nichts mehr erfahren. Als wir fragten, hieß es bloß: ‚Macht, daß ihr nach Hause kommt.' Aber am nächsten Tag bin ich ins Polizeipräsidium in die ‚Blume' gegangen. Ich bin einfach raufgegangen zur Geheimen Staatspolizei: Die kannte ich ja schon wegen meines Onkels Wilhelm Schweizer. Da sagte ein SA-Mann: ‚Ach, wir kennen uns ja schon.' Und ich sage: ‚Ja.' Ich habe gezittert, aber das sieht man ja nicht. Da sage ich: ‚Ich wollte mal hören, ob mein Mann jetzt hier ist.' ‚Ja, ja, der ist hier.' Und ich: ‚Ich möchte ihn sprechen!' – ‚Ja, das wissen wir nicht, ob das geht.' – ‚Ich muß ihn aber sprechen. Ich muß sehen, was sie gestern abend mit ihm gemacht haben.' Eine halbe Stunde später haben die Gefangenen dann ihren Rundgang auf dem Hof gemacht, und da habe ich Walter dann gesprochen und er hat mir erzählt: ‚Also, dort hinter Lucienlust war so ein freies Feld, und dorthin haben sie sie getrieben. Unsere Jungs, das waren sechs oder sieben Mann; und die SA-Leute waren in der Übermacht, vierzig oder fünfzig Leute.' Das ist fast nicht zu ertragen für einen Menschen, vor allen Dingen nicht zu vergessen. Da hat man sie gezwungen, die Hose runterzulassen. Und dann hat man sie geprügelt mit Peitschen. Ich habe die Narben gesehen. Die waren noch da, als Walter nach ca. zwei Wochen nach Hause kam. Das war einfach grausig. Und dann hat man die Männer in diesem Zustand in derselben Nacht noch von Ellerbek zu Fuß durch die Stadt zur ‚Blume' marschieren lassen."

Die Anschuldigung lautet auf Widerstand gegen die Staatsgewalt sowie illegale Arbeit und verbotene politische Diskussionen. Aber das ist nur ein Vorwand, kein konkreter Vorwurf. Die spätere Entlassung geschieht mit der Auflage, sich jeden Vormittag bei der Polizei zu melden. Anneliese Raabke:

„Walter war ja arbeitslos. Aber wenn er irgendwo beschäftigt gewesen wäre, wäre ihnen das auch egal gewesen."

Walter Raabkes Flucht nach Dänemark

Im Juli 1933 bekommt Walter Raabke eine Warnung, daß es Zeit sei, besser zu verschwinden. Die Flucht mit einem Fischerboot nach Dänemark kann er über private Kontakte arrangieren. Anneliese Raabke berichtet:

„Ich wußte nur, daß Walter unterwegs war. Ich hatte noch keine Nachricht und bin dann wieder zur Ellerbeker Polizei gegangen. Gleich nachdem Walter verschwunden war, war die Polizei zunächst bei mir gewesen, und ich hatte auf ihre Frage geantwortet: ‚Nein, ich weiß nicht, wo er ist. Er ist heute nacht nicht nach Hause gekommen.' Und da hat man gesagt, ich sollte Bescheid sagen, wenn ich etwas wüßte. Also bin ich zwei Tage später zur Polizei gegangen und habe den Spieß einfach umgedreht und gefragt. – ‚Wahrscheinlich ist er ja auf der Flucht nach Dänemark', hieß es. Ich sagte: ‚Ich weiß es nicht.' Und dann hat mir einer der Polizeibeamten auf die Schulter geklopft: ‚Wenn wir etwas wissen, sagen wir Ihnen sofort Bescheid.' Es gab ja noch einige zuverlässige Leute bei der Polizei, aber da fragte man nicht so genau nach. Später habe ich dann auf anderem Wege die Nachricht von Walters geglückter Flucht bekommen. Aber das ging immer nur über meine Eltern, und alle Briefe

waren geöffnet und zensiert worden.“

Walter Raabke hat im Jahre 1928 einen Kursus auf der Heimvolkshochschule in Harrisleefeld bei Flensburg besucht. Von dort haben sie eine Reise nach Kopenhagen gemacht und sind bei dänischen Genossen untergebracht gewesen. Mit dieser Familie nimmt Walter als erstes Kontakt auf; die Freundschaft mit dieser Familie soll sich auch später noch bewähren.

Das Hilfskomitee der dänischen Sozialdemokratie und der Gewerkschaften für die Verfolgten des faschistischen und nationalsozialistischen Terrors, das „Matteotti-Komitee“, wird im Sommer 1933 bereits von dem ebenfalls geflüchteten früheren schleswig-holsteinischen Reichsbannersekretär, dem Kieler Richard Hansen, geleitet, so daß Anerkennung und Unterstützung durch das Komitee für Walter Raabke keine Probleme bereiten. Die Familien Raabke und Hansen waren auch später noch gut miteinander bekannt; insbesondere Anneliese Raabke und Lisa Hansen waren miteinander befreundet.

Vorerst ist Walter Raabke auf die Unterstützung durch das Matteotti-Komitee dringend angewiesen. Denn wegen der auch in Dänemark herrschenden Arbeitslosigkeit ist den Emigranten die Arbeitsaufnahme in der Regel untersagt.

Hilfe von Kieler Baptisten

Anneliese Raabke bleibt einstweilen in Kiel. Sie findet wieder Arbeit im Kontor der Margarinefabrik Harder, in der sie einst gelernt hat.

„Es waren Baptisten und keine Nazis. Die wesentlichen Leute wußten ungefähr Bescheid und haben mir Arbeit gegeben. Auf tägliche Kündigung zwar, aber ich hatte Arbeit.“

1934 hat Anneliese Raabke erstmals Gelegenheit, ihren Mann in Kopenhagen zu besuchen.

„Das war mit dem KDF-Dampfer, der von Kiel nach Kopenhagen fuhr. Es war aber nur ein Zwei-Tage-Ausflug. Nur mal eben hin und zurück.“

Dazu reicht damals der sogenannte „Zehnpfennigspaß“, eine Art Tagespassierschein, der vor dem Krieg gegen das geringe Entgelt von zehn Pfennigen und ohne bürokratischen Aufwand im „kleinen Grenzverkehr“ Tagesausflüge in das benachbarte Dänemark ermöglicht – für weniger prominente Verfolgte (deren Gesicht nicht allzu bekannt sein darf) ein Schlupfloch zur Ausreise.

Im Sommer 1935 bekommt Walter Raabke die offizielle Arbeitserlaubnis. Er arbeitet in einer kleinen Pianofabrik. Er stellt Pianotasten her. Als gelerntem Modelltischler fällt ihm das nicht schwer.

„Es war eine richtige ‚Quetsche‘, eine ganz elende Bude. Aber Hauptsache: Er hatte Arbeit!“

Anneliese Raabkes Ausreise aus Deutschland

Endlich im September 1935 kann Anneliese Raabke nun ebenfalls nach Kopenhagen emigrieren. Sie hat noch ihren Paß und kann somit legal ausreisen.

„Ich war damals ja nicht direkt verfolgt und hätte somit Schwierigkeiten mit der Anerkennung und Unterstützung durch das Matteotti-Komitee gehabt. Nachdem Walter Arbeit bekom-

men hatte, war es leichter. Es passierte dann tatsächlich, daß Walter nach einem halben Jahr wieder arbeitslos wurde. Da hat mich dann das Matteotti-Komitee endgültig anerkannt.“

Walter Raabkes Arbeitslosigkeit dauert glücklicherweise nicht allzulange. Für den Rest seines Exils in Dänemark findet er Beschäftigung in seinem Beruf als Modelltischler bei der Kopenhagener Großwerft „Burmester & Wain“.

Aufnahme in die dänische Arbeiterbewegung

Die Aufnahme in die Organisationen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Dänemark geschieht problemlos. Die Genossen und Kollegen sind gastfreundlich und aufgeschlossen. Schon bei ihrem früheren Besuch in Kopenhagen, 1934 zu Weihnachten, hat Anneliese Raabke an einer vom Matteotti-Komitee ausgerichteten Feier teilgenommen. Ein unvergeßliches Erlebnis: Zu den Gastgebern gehört Torvald Stauning, der betagte Vorsitzende der dänischen Sozialdemokratie und amtierende Staatsminister (Premierminister).

Walter und Anneliese Raabke wohnen dann im Kopenhagener Ortsteil Brønshøj. Anneliese Raabke berichtet:

„Wir waren immer bei der dänischen Arbeiterjugend. Des öfteren kam auch Per Haekkerup dorthin. Wichtig war für uns die sozialdemokratische Bildungsorganisation ‚Arbejdernes Oplysningsforbund‘ (AOF). Dort konnten wir alle Kurse besuchen, die uns interessierten. Beispielsweise haben wir an einem Kursus über Arbeitsrecht in Dänemark teilgenommen. Aber das Wichtigste war für mich zunächst einmal ein Dänischkurs. Ich war sehr daran interessiert, die Sprache so schnell wie möglich zu lernen. Ich hätte mich ohne dem nicht wohlfühlen können. Ich fühlte, daß ich dies meinem Gastland schuldig war. Aus Flensburg bzw. Harrisleefeld war Christof Gregersen in Kopenhagen. Christofs dänische Frau war Lehrerin und hat uns damals ausgezeichnet im Dänischen unterichtet.“

Deutsche Emigranten in Dänemark

Trotz aller dänischen Gastfreundschaft und aller Bemühungen um Integration bleiben die Kontakte der Emigranten untereinander wichtig. Zwar ist im engeren Kreis nicht unbekannt, daß unter Richard Hansens Anleitung wichtige konspirative Widerstandsarbeit nach Nazideutschland hinein geleistet wird. Aber offiziell und für alle nicht direkt Beteiligten gilt:

„Wenn man vom Matteotti-Komitee anerkannt und bei der dänischen Polizei gemeldet war, dann war man verpflichtet, sich nicht öffentlich politisch zu engagieren.“

Die schwierige außenpolitische Situation des vergleichsweise kleinen Dänemark als Nachbar des militärisch immer stärker werdenden großen Deutschen Reiches läßt kaum eine Wahl. Intern trifft man sich aber sehr wohl in politischen Diskussions- und Schulungskreisen. Walter Raabke nimmt an dem Arbeitskreis teil, der von dem früheren Reichstagsabgeordneten Kurt Heinig geleitet wurde. Ein weiterer Arbeitskreis wird von Fritz Tarnow, dem früheren Vorsitzenden der Holzarbeitergewerkschaft und bedeutenden gewerkschaftlichen Wirtschaftstheoretiker, geleitet, und auch Kurt Wurbs, der bis 1933 Chefredakteur der Kieler „Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung“

gewesen war, bemüht sich, einen solchen Arbeitskreis ins Leben zu rufen.
Zu den Emigranten, an die sich Anneliese Raabke erinnert, gehören neben Richard und Lisa Hansen mit ihren beiden Kindern aus Kiel: Kurt Wurbs mit seinem Sohn Werner, Kurt Palaviccini mit Frau und Tochter sowie Kurt Burmeister aus Gaarden-Süd; aus Eckernförde Karl Faden und Frau sowie Anton Peters mit Familie; aus Hamburg Peter und Otto Haß sowie Emil Auhagen, Otto Tempelmann und Hermann Schmidtke; aus Magdeburg der frühere Reichstagsabgeordnete Karl Raloff mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern; aus Braunschweig der frühere Kultusminister Hans Sievers und Hans Reinowski; aus Hannover Friedrich (Fiete) Schulze und Frau; aus Quedlinburg Robert Stille; aus Freiburg Helmut Bartberger; aus Elberfeld Günter Mötsch und Frau und schließlich Peter Beck und Hans Hansen aus Flensburg. Auch die Mitglieder der deutschen Emigrantengruppe auf Bornholm, darunter Karl Rowold, Robert Blum sowie Hermann Tietz und Frau sind Anneliese Raabke von zwei Fahrten auf die abseits gelegene dänische Ostseeinsel gut bekannt.

Otto Buchwitz, der nach 1945 in der sowjetisch besetzten Zone (der späteren DDR) Ministerpräsident von Sachsen wurde, gehört ebenfalls zu den Bekannten.

„Weil ich keine Arbeitserlaubnis hatte und eine sinnvolle Betätigung suchte, hat Walter mir einen Webstuhl gebaut. Weben wurde mein Hobby, und den ersten Weberknoten hat mir Otto Buchwitz beigebracht, der aus Schlesien stammte und gelernter Weber war."

Deutsche Invasion in Dänemark

Die vergleichsweise ruhige Situation in Dänemark erweist sich als trügerisch. Daß der Nationalsozialismus in Deutschland zum Krieg führen mußte, ist für die Emigranten ein naheliegender Gedanke. Eine Reihe jüngerer Genossen aus der dänischen Arbeiterjugend nimmt auf republikanischer Seite am Bürgerkrieg in Spanien teil; die deutschen sozialdemokratischen Emigranten halten sich weitgehend an die Weisung, sich nicht nach außen zu engagieren. Anneliese Raabke:

„Ich werde nie vergessen, wie Barcelona von deutschen Fliegern bombardiert wurde. Es war der 17. März 1938. An diesem Tag wurde unsere Tochter geboren. Es war ein gewolltes Kind, und wir sagten uns damals: Nun haben wir ein Kind, und nun geht es ernstlich los. Was wird aus uns? Und dann folgten der Anschluß Österreichs und die Sudetenkrise. Und wir wußten, daß die dänische Grenze nicht zu verteidigen war. Aber der deutsche Einmarsch in Dänemark am 9. April 1940 kam dann doch sehr überraschend. Ob die dänische Regierung irgendwelche Hinweise hatte, weiß man nicht. Wir Emigranten waren jedenfalls völlig ahnungslos. Das war ein Schock. Wie wir dann erfuhren, hatten schon am Abend vorher zwei deutsche Truppentransporter im Hafen gelegen, getarnt als Kohlenschiffe. Und morgens um fünf ging es los. Da flogen über Kopenhagen die deutschen Bomber. Wir wohnten in der vierten Etage, und

die Flugzeuge flogen sehr niedrig, und die großen Bomben hingen unten an den Flugzeugen.

Walter ist als erstes in seinen Betrieb, zu Burmeister & Wain, gegangen, um sich mit seinen Kollegen zu beraten, um seine Papiere zu holen und Bescheid zu sagen, daß er sofort aufhören muß. Als er zurück war am späten Vormittag, ist er zum Matteotti-Komitee gegangen. Da war nichts vorbereitet. Wie sollte auch? Richard Hansen sagte: ‚Ich kann nichts machen. Wir können keinerlei Hilfe zur Verfügung stellen. Ich kann nur die Parole ausgeben: Rette sich wer kann!'

Immerhin konnte er uns noch mitteilen, daß die Liste des Matteotti-Komitees mit den Namen der offiziell anerkannten Flüchtlinge rechtzeitig an das entsprechende schwedische Hilfskomitee weitergeleitet worden war.

Unsere große Sorge war unsere zweijährige Tochter, die zu allem Unglück damals krank war. Wir mußten auf alle Fälle fliehen, aber unsere Tochter konnten wir auf keinen Fall mitnehmen. Wir waren damals eng befreundet mit der Familie, bei der Walter 1928 anläßlich der Studienreise der Heimvolkshochschule in Harrisleefeld nach Kopenhagen untergebracht gewesen war. Die Tochter dieser Familie war in unserem Alter, und sie war Kindergärtnerin. Dort konnte unsere kleine Tochter einstweilen bleiben, ehe wir sie – fünf Monate später – endlich wieder bei uns hatten. Das sind so Dinge, die in keinem Buch stehen; darüber spricht und schreibt man eigentlich nicht. Was man in dieser Zeit erlebt, bis man sein Kind wieder hat, das glaubt man nicht."

Flucht nach Schweden

„Also, am 9. April kamen ständig die Durchsagen durchs Radio: ‚Dänemark ist okkupiert. Kein Mensch darf das Land verlassen! Kein Schiff darf den Hafen verlassen!'

Das wurde in kurzen Abständen immer wiederholt. Und auf der anderen Seite war unsere Parole: ‚Rette sich wer kann!' Und dann sind wir losgefahren, fast so, wie wir gingen und standen. Ein paar Strümpfe und so das Allernötigste hatten wir in eine kleine Handtasche gepackt. Ein Koffer oder etwas Ähnliches wäre ja aufgefallen. Mit uns zusammen war das Ehepaar Schulze aus Hannover, die in derselben Straße wie wir gewohnt hatten. Wir sind zunächst mit der Straßenbahn in einen Vorort gefahren, weil wir es nicht wagten, einfach am Hauptbahnhof in den Zug nach Helsingør einzusteigen. Also sind wir unterwegs zugestiegen. Und in Helsingør sind wir dann noch ein Stück an der Küste entlangmarschiert in Richtung Gilleleje. Am hellichten Nachmittag war da ohnehin nichts zu machen. Die Leute, die wir da an der Küste entlang trafen, guckten natürlich schon. Und gegen Abend haben wir dann einen Fischer gefragt, ob er uns mit seinem Boot nach Schweden fahren würde. Das hat er natürlich nicht gewollt. Vor allen Dingen seine Frau hat uns gebeten, ihren Mann nicht zu überreden. Denn sie hatten ja auch ein kleines Kind. Und das haben wir natürlich eingesehen. Aber er hat uns dann ein kleines Ruderboot verkauft. Wir haben dreihundert Kronen dafür gegeben. Und abends um neun haben wir uns so, wie wir waren, ins Boot gesetzt. Walter hat gerudert, und ich

habe gesteuert. Wir waren ja von der Wasserkante. Aber die beiden Landkrabben aus Hannover hatten bestimmt noch nie Wasser im Dunkeln gesehen. Die haben vorne gesessen und gezittert. Und das gehört auch dazu: Es war ein schrecklich kalter, langer Winter gewesen. Das hatte es wohl kaum jemals gegeben. Aber am 9. April war der Øresund noch voll Packeis. Es war sehr unangenehm mit unserer kleinen Nußschale. Überall sagte es: krrr..., krrr..., krrr... Dann sahen wir die deutschen Marineboote patrouillieren. Und wir sind noch einmal zurückgefahren. Aber dann haben wir uns gesagt: Entweder oder! Und sind noch einmal losgefahren. Der Fischer hatte uns gesagt: Wenn ihr auf die andere Seite nach Viken wollt, dann müßt ihr den Kurs so *halten. Der kannte ja die ganzen Wetter- und Strömungsverhältnisse. Es war der letzte Abend, an dem die schwedische Küste noch beleuchtet war. Drei Stunden hat es gedauert, bis wir drüben waren. Es war kalt. Aber gefroren haben wir nicht, dazu waren wir zu aufgeregt. Als wir dann in der Nähe von Viken waren, wußten wir nicht, können wir hier an Land? Wir wußten ja nicht, wie die Schweden reagieren würden. Gar nichts wußten wir. Wir haben es also nicht gewagt, direkt zu dem kleinen Ort Viken zu rudern. Schließlich haben wir es etwas südlich davon probiert. Und als das Wasser nur noch ganz flach war, wollten wir an Land waten. Aber es wurde wieder tiefer, und wir sind bis am Bauch durch das Eiswasser gewatet. Aber wir haben uns nicht einmal erkältet. Irgendwie mobilisiert man Reserven, auch wenn einem die Nerven quer liegen. An Land haben wir bei dem ersten Haus, das beleuchet war, angeklopft. Schnell ging das Licht aus. Da ist keiner rausgekommen. Die Leute hatten natürlich auch Angst. Sie wußten ja nicht: wer kommt da nun und hörten natürlich an unserer Aussprache, daß wir kein ganz korrektes Dänisch sprachen und natürlich auch kein Schwedisch. Es wußte ja damals niemand, ob nicht Schweden nach Dänemark und Norwegen als nächstes Land von den Deutschen besetzt werden würde. Wir sind also weitergegangen und kamen an ein Haus mit einer kleinen Tankstelle. Da haben wir geklingelt. Die Leute sahen natürlich, daß wir kein Auto zum Auftanken hatten, und sind auch nicht rausgekommen. Wir kamen dann nach Viken und hatten Glück. Wir trafen einen Taxichauffeur, der gerade nach Hause kam. Inzwischen war die Uhr zwischen halb eins und eins. Er sah, wie es um uns bestellt war. Er hat uns mit in sein Haus genommen. Seine Frau ist aufgestanden und hat uns Tee gemacht und das Notwendigste, damit wir uns ein bißchen abtrocknen konnten. Dann hat uns der Taxifahrer für unser letztes Geld nach Helsingborg zur Polizeistation gefahren. Die erste Nacht im Lande dort haben wir hinter ‚schwedischen Gardinen' verbracht, aber nur diese erste Nacht.*

Am nächsten Tag erfuhren wir dann, daß Richard und Lisa Hansen und Kurt Heinig mit Sohn auch schon dort waren. Sie hatten es bereits am Nachmittag geschafft, herüberzukommen. Der schwedische Grenzschutz ist vielen Bootsflüchtlingen behilflich gewesen. Wir waren etwa 150 Leute, die sich gleich nach der deutschen Invasion über den Øresund gerettet hatten.

Wenige Tage später war dies so nicht mehr möglich."

Die Flüchtlinge kommen aus verschiedenen Nationen. Neben deutschen Emigranten gibt es vor allem Österreicher sowie Sudetendeutsche und tschechoslowakische Flüchtlinge. Sie werden zunächst von der schwedischen Polizei verhört und erkennungsdienstlich behandelt, Fingerabdrücke, Fotografieren von vorn und im Profil ... Selten dürfte die Polizei dort so viel zu tun gehabt haben. Anschließend werden die Flüchtlinge auf verschiedene Hotels verteilt. Walter und Anneliese Raabke wohnen im selben Hotel wie Lisa und Richard Hansen. Einmal täglich müssen sich die Neuankömmlinge bei der Polizei melden. Nach zehn Tagen heißt es plötzlich, sie sollen in ein Lager gebracht werden.

Anneliese Raabke:

„Das war für uns natürlich ein Schock. Walter hatte nämlich in Helsingborg schon Arbeit gefunden. Aber dann wurde von schwedischer Seite gesagt: ‚Wir haben ja eigentlich nichts dagegen, aber in dieser unsicheren Situation wagen wir nicht, dich einzustellen.' Wir sind also abends in einen Zug gesetzt worden mit unbekanntem Zielort. Die Türen waren abgeschlossen, und wir sind die ganze Nacht durchgefahren. Wir fuhren nordwärts. Als wir uns der norwegischen Grenze näherten, waren die Ortsschilder bereits abmontiert. Norwegen war ja ebenfalls besetzt, und man wollte den Deutschen eine mögliche Invasion offensichtlich nicht erleichtern."

Im Flüchtlingslager Loka Brunn

„Schließlich kamen wir in Loka Brunn an, ein gutes Stück westlich von Stockholm im Västmanland. Loka Brunn ist ein Rheumaheilbad. Wir wurden in den Häusern untergebracht, die sonst für die Patienten vorgesehen waren. Walter und ich hatten sogar das Glück, ein eigenes Zimmer zu bekommen. Alleinstehende mußten sich ein Zimmer mit fünf anderen Personen teilen. Wir nahmen an der Militärverpflegung teil. Wir hatten militärische Bewachung durch bewaffnete Landsturmmänner, die damals noch ihre malerischen, traditionellen Dreieckshüte tru-

Das schwedische Heilbad Loka Brunn, ca. 1940. – Nach dem 9. 4. 1940 diente es als Internierungslager für geflüchtete deutschsprachige Emigranten aus Dänemark und Norwegen.

gen. Eingezäunt war dieses Internierungs- ‚lager' allerdings nicht; wir konnten uns innerhalb des Dorfes frei bewegen.

In der schlimmsten Zeit waren wir mit 240 deutschsprachigen Personen dort, darunter auch zahlreiche Flüchtlinge, die aus Norwegen gekommen waren. Und es wurde diskutiert! Vor allem natürlich darüber, wie es weitergehen würde. Was würde der Krieg noch alles bringen? Würde Schweden auch noch angegriffen werden? Was wird aus uns? Wir saßen ja hier in der Kneifzange. Zunächst einmal hatten wir unsere Chance genutzt und versucht, hierher zu entkommen. Und vielleicht blieb Schweden ja außerhalb. Wer wußte das schon? Und die Schweden haben ja damals auch ihre jungen Leute und Reservisten zum Militär eingezogen und in die militärisch besonders gefährdeten Grenzregionen geschickt. Vor allem oben an die schwedisch-finnische und an die Grenze zum südlichen Norwegen. Auch die Schweden hatten damals Probleme genug. Und trotzdem haben sie sich um uns gekümmert, so daß wir ein anständiges Dach über dem Kopf hatten. Neben der Verpflegung gab es nach einiger Zeit auch Beschäftigungsgelegenheiten gegen ein geringes Taschengeld. Die Frauen konnten sich in der Küche betätigen und die Männer halfen mit, im nahen Wald Treppen und Wanderwege für die Sanatoriumsgäste auszubauen. Und dann wurde ernsthaft geworben: ‚Wer geht mit in den Wald? Schweden braucht Waldarbeiter!' Auf großen Haufen wurden überall Holzdepots aufgelegt. In Schweden, vor allem in Stockholm, wurden damals überall Zentralheizungen, die vorher mit Importkohle befeuert wurden, auf Holz umgestellt. Die Holzmengen, die dafür verbraucht wurden, waren enorm. Die Hausmeister hatten Tag und Nacht zu tun. Aus den Flüchtlingen, die sich freiwillig zur Waldarbeit meldeten, wurden Arbeitskollektive zusammengestellt und über das Land verteilt."

Umsiedlung nach Lottefors

Walter Raabke geht wohl nicht zu Unrecht davon aus, daß er als Modelltischler gezielter eingesetzt werden konnte. So bleiben er und Anneliese Raabke einstweilen noch in Loka Brunn (insgesamt drei Monate), sie sind aber bei weitem nicht die letzten. Es gibt ein besonderes Komitee, daß die verbliebenen Flüchtlinge über das ganze Land verteilen soll. Die Hoffnung der meisten, alsbald nach Stockholm zu kommen, läßt sich nicht realisieren.

Anneliese Raabke:

„Und dann hat man uns eines Tages wieder auf die Eisenbahn gesetzt und gesagt: ‚Da und da müßt ihr umsteigen, und dann fahrt ihr bis Balnäs in Gästrikland/Mittelschweden, etwa 600 km nördlich von Stockholm.' Als wir dort gegen acht Uhr abends ankamen, war der Bahnhof leer. Und dann kam jemand, der wie ein Viehhändler aussah. Er kam als Beauftragter der Stadtverwaltung und setzte uns ins Auto und fuhr mit uns weiter nach Lottefors, etwa 20 km entfernt. Es gab eine Reihe kleinerer Holzhäuser dort, wie es in Schweden so üblich ist. Das Wichtigste in diesem Ort war das Sägewerk, dem das Haus gehörte, in dem Walter und ich untergebracht wurden. Das Haus war eingerichtet. Betten, Geschirr und das Notwendigste war vorhanden.

Lottefors/Mittelschweden. – Hier fanden Anneliese und Walter Raabke zusammen mit der Emigrantenfamilie Fischer aus Marktredwitz (Oberfranken) eine vorübergehende Bleibe (hier vor ihrem Haus).

Wie sich herausstellte, hatten dort zuvor finnische Flüchtlinge gelebt.

Am nächsten Morgen kam der Platzwart des Sägewerkes und sagte: ‚Milch könnt ihr hier bei uns kaufen, beim Sägewerk.' Die hatten eigene Kühe. Gegenüber war ein Konsumgeschäft für unseren täglichen Bedarf. Brennholz hatte man uns extra hingefahren, und elektrisches Licht war auch da. Nur Gemüse kaufen konnten wir nicht. Das bauten die Leute dort in ihren Gärten alles selbst an. Aber dann hat unser Platzwart ein paar Leuten Bescheid gesagt: ‚Wenn Ihr jetzt in Euren Gärten Gemüse habt, dann bringt doch auch den Raabkes und den Fischers dort etwas vorbei.' (Hermann und Erna Fischer mit ihrem Sohn Walter aus Marktredwitz in Franken waren die andere deutsche Familie, die dort Unterschlupf fand.) Und später zur Kartoffelernte sagte er dann: ‚Und wenn Ihr jetzt Eure Kartoffeln geerntet habt, dann kann doch jeder einen kleinen Eimer abgeben.' Das hat großartig funktioniert. Die Leute waren wirklich reizend.

Mit den monatlich 100,– Kronen, die wir von der Stadtverwaltung erhielten, hatten wir ein bescheidenes Auskommen, mit dem wir unsere laufenden Ausgaben gerade bestreiten konnten. Im Sommer konnten wir durch das Sammeln von Blaubeeren und Preißelbeeren, die uns der Konsum gerne abnahm, noch ein wenig hinzuverdienen.

Im übrigen lebte der ganze Ort Lottefors vom Sägewerk. Da gab es natürlich eine ganze Reihe Gewerkschaftskollegen und Genossen. Am Anfang spürten wir auch Ablehnung. Da waren plötzlich Deutsche gekommen, und Deutschland hatte den neutralen Norden, Dänemark und Norwegen, angegriffen. Also diese Deutschen hier, was wollen die? Sind das Nazis? Aber das haben wir schnell aufklären können.

Allmählich bekamen wir auch wieder Kontakt nach außen, zunächst durch das schwedische Rote Kreuz und das sozialdemokratische Hilfskomitee, die uns betreuten. In der allerersten Zeit im Internierungslager in Loka Brunn hatten wir ja zunächst noch nicht einmal schreiben dürfen. Dann kam dort ein schwedischer Beamter mit Postkarten mit einem vorgedruckten Text. Die konnten wir dann nach Dänemark und später auch nach Deutschland schicken. Es war wenigstens ein Lebenszeichen.

Schwierige Familienzusammenführung

Soweit war alles gut. Aber unsere ganz große Sorge war ja unsere in Kopenhagen bei unseren dänischen Freunden zurückgebliebene Tochter. Vor allem am Anfang hatten wir große Angst. Wir wußten in etwa, was die deutschen Eroberer zuvor in Polen angerichtet hatten. Wie würden sie sich in Dänemark verhalten? Unsere erste schriftliche Nachricht an unsere Freunde in Kopenhagen unterschrieben wir daher mit „Persson", nicht mit unserem richtigen Namen. Da wußten sie jedenfalls, wo wir waren.

Unsere Tochter war 2 Jahre alt, als wir sie in Kopenhagen bei unserer Freundin Tove zurücklassen mußten. Sie sprach deutsch und dänisch lustig durcheinander. Wenn sie in Kopenhagen deutsche Soldaten auf der Straße marschieren sah, sagte sie: ‚Tyskerne, Tyskerne, Tyskerne...' Und zu ihren Pflegeeltern sagte sie bald ‚mor' und ‚far'! Also das Deutsche mußte unbe-

dingt so schnell wie möglich aus ihr heraus, damit sie nicht auffiel. Zu ihren Pflegeeltern hat sie rasch eine enge Bindung entwickelt. Das war ja wichtig. Aber als unsere Freundin Tove sie dann nach fünf Monaten zu uns nach Schweden bringen konnte, sagte sie zu ihr: ‚Mor, hvem er den damen?' Das war ja nur natürlich; aber es tat weh.

Als Walter und ich aus Kopenhagen flüchten mußten, hatten wir für alle Fälle für die uns befreundete Familie ein Papier geschrieben. Wir wußten ja nicht, was aus uns werden würde. Einige sind bei der Flucht über den Øresund ums Leben gekommen. Und was in Schweden sein würde, das war ja auch alles offen. Wir wußten doch gar nichts damals. Unsere Freundin Tove und ihr Mann wären notfalls auch bereit gewesen, unsere Tochter auf Dauer zu sich zu nehmen.

Sobald es irgend ging, haben wir versucht, Kontakte herzustellen. Ich habe an Fritz Tarnow geschrieben. Tarnow war ebenfalls aus Dänemark geflüchtet und war jetzt in Stockholm. Er war vom Internationalen Gewerkschaftsbund als höchster Repräsentant der illegalen deutschen Gewerkschaftsbewegung anerkannt. Er verfügte also über internationale Kontakte und war stets hilfsbereit und verständnisvoll. Es waren also recht bald in Stockholm einflußreiche und hilfsbereite Leute mit der Angelegenheit beschäftigt. Aber wie das alles gelaufen ist, weiß ich gar nicht. Selbst schwebte man bis zuletzt im Ungewissen.

Unsere Freundin Tove in Kopenhagen war beruflich sehr engagiert als Kindergärtnerin tätig. In dem Kindergarten der Genossenschaftssiedlung, in der sie wohnten, war unter anderem auch die Tochter von Hans Hedtoft-Hansen, der sich sehr um die Emigranten bemüht hatte und nach dem Krieg Staatsminister werden sollte. Auch nach der Besetzung blieb die dänische Regierung zunächst im Amt, und auch die demokratischen Parteien existierten weiter, wenn auch unter strikter Kontrolle und ständiger Drohung willkürlicher Eingriffe. Da war es wichtig, daß Tove bei der dänischen sozialdemokratischen Partei und allen Verwaltungsstellen, die irgendetwas mit Kindergärten zu tun hatten, ein sehr gutes Ansehen hatte und sie sehr viel Hilfe erhielt. Als das schwedische Rote Kreuz mit ihr Kontakt aufnehmen konnte, ist es mit den notwendigen Ausreisepapieren für unsere Tochter irgendwie gelaufen. Tove mußte dann auch zu den deutschen Dienststellen, und die haben nur gesagt: ‚Ach ja, auch wieder so ein Emigrantenkind.'

Fünf Monate nach unserer Flucht bekamen wir dann von einem Lehrer in Lottefors, der sich sehr um uns und unser besonderes Problem gekümmert hat, Bescheid, ich solle nach Stockholm fahren. Aber Näheres konnte er mir auch nicht sagen. Was nun wirklich mit unserer Tochter war, wußte er auch nicht. Nur, daß ich mich in Stockholm an eine bestimmte Person wenden sollte, die, wie sich dann herausstellte, vom Roten Kreuz war.

Tatsächlich kam dann Tove mit unserer Tochter mit dem Flugzeug nach Malmö und von dort mit der Bahn nach Stockholm. Es war ein sogenanntes Kurierflugzeug, mit dem damals offensichtlich die unumgänglichen internationalen Kontakte

zwischen dem besetzten Dänemark und dem neutralen Schweden aufrechterhalten wurde. Die Aufenthaltserlaubnis für Tove war auf einen Tag und die darauffolgende Nacht begrenzt. Ursprünglich hatte sie eine Einreiseerlaubnis nur für Malmö. Mehr wollten die deutschen Behörden nicht zugestehen. Aber dann sagte Tove: ‚Das tue ich nicht. Ich weiß ja gar nicht, wie das in Schweden funktioniert. Ich will das Kind selbst an die Eltern übergeben. Und dazu brauche ich Zeit!'

Wir schulden Tove und ihrer Familie und allen anderen, die uns geholfen haben, sehr großen Dank!"

Umzug nach Stockholm

Anneliese und Walter Raabke verfügen in Lottefors nur über einen „Främlingspass", der ihre Aufenthaltserlaubnis auf den Bezirk Gästriklandslän beschränkt. Eine Arbeitserlaubnis haben sie nicht. Walter Raabke ist aber bei der Arbeitsverwaltung gemeldet, und im November erhält er eine Aufforderung für Stockholm. Die Familie Raabke kann nun in den Stockholmer Vorort Augustendal umziehen. Walter Raabke bekommt bei der Fa. Philipsson eine interessante Beschäftigung in seinem Beruf als Modelltischler. Das Unternehmen experimentiert mit der Entwicklung eines Elektroautos, angesichts der schwierigen Einfuhrbedingungen für Erdöl und Benzin, denen sich auch das in seiner Neutralität bedrohte Schweden gegenübersieht, ein wichtiger Ansatz zu mehr Autarkie auf dem Energiesektor. Der Versuch scheitert, und auch in Schweden werden die Autos während der Kriegszeit überwiegend mit Holzkohlegas betrieben. Als diese Versuche im Frühjahr (1941) aufgegeben werden, ist Walter Raabke wieder ohne Arbeit. Doch ist er als Facharbeiter offensichtlich gefragt, so daß er relativ schnell in Stockholm erneut eine Stelle als Modelltischler bekommt.

Anneliese Raabke hat bis zum Ende des Krieges keine offizielle Arbeitserlaubnis. Sie besitzt lediglich die Erlaubnis, eine Schneiderlehre zu absolvieren.

„Da war eine Genossin, die aus der SAP kam, also aus der ‚Sozialistischen Arbeiterpartei', die sich vor 1933 in Deutschland etwas links von der SPD gebildet hatte und der damals auch Willy Brandt angehörte. Sie hatte pro forma einen Schweden geheiratet und dadurch mit der schwedischen Staatsangehörigkeit automatisch auch die Arbeitserlaubnis erhalten. Sie hatte sich in Stockholm ein eigenes Schneideratelier eingerichtet, und dort habe ich dann drei Jahre vormittags gegen ein geringes Entgelt als Schneiderlehrling gearbeitet.

Auch Willy Brandt, der in Stockholm nicht allzu weit von uns entfernt wohnte, kenne ich aus jener Zeit, ebenso seine erste Frau Carlotta und seine spätere Frau Rut, die beide zur norwegischen Emigrantengruppe gehörten."

„Als wir nach Stockholm kamen, 1941, gab es dort natürlich längst eine sozialdemokratische deutsche Emigrantengruppe. Daneben waren für uns die Landesgruppe der deutschen Gewerkschafter und vor allem der Freie Deutsche Kulturbund von besonderer Bedeutung. Es handelte sich zumeist um dieselben Personen. Aber bei der Gewerkschaftsgruppe und dem Kulturbund haben später auch Kommunisten, Angehörige der kommunistischen Opposition und anderer Gruppierungen mitgearbeitet und vor allem SAP-Leute, die auf diesem Wege noch in Schweden wieder zur SPD zurückfanden. Mit einer Reihe SAP-Leuten war ich gut bekannt, darunter das Berliner Lehrerehepaar Agnes und Ernst Behm und Irmgard und August Enderle sowie Walter Pöppel. Im Kulturbund war aber auch ein anthroposophisches Ehepaar mit dabei. Ich erinnere mich, daß wir uns dort über Literatur unterhalten haben. Auch in der Emigration ist ja ein gut Teil Literatur erschienen. Der Hamburger Germanistikprofessor Behrendsohn hat beispielsweise Vorträge gehalten, natürlich auch andere. Auch mehr tagesaktuelle, politische Themen spielten eine Rolle, etwa Kurt Stecherts Buch ‚Dreimal gegen England', das damals sehr diskutiert wurde. Auch in Schweden gab es Arbeitskreise, die sich mit politischen Grundsatzfragen und den Zukunftsperspektiven für die Zeit nach dem Krieg auseinandersetzten. An eine Art Seminar im Jahre 1944 in dem Badeort Saltsjöbaden im Schärengürtel vor Stockholm, an dem nicht nur deutsche Sozialdemokraten teilnahmen, kann ich mich erinnern. Fritz Tarnow war mit dabei. Das war ein sehr toleranter und kluger Mann, dessen Stärke es war, auch schwierige Probleme so einfach darzustellen, daß man wirklich das Gefühl haben konnte, es alles verstanden zu haben. Dadurch unterschied er sich sehr von Kurt Heinig, der von seiner unbezweifelbaren Klugheit sehr überzeugt war, oft arrogant wirkte und sich damit viele Gegner schuf. Von den übrigen sozialdemokratischen Emigranten habe ich eine sehr positive Erinnerung an Fritz Bauer, der später in Hessen Generalstaatsanwalt wurde, ferner an Franz und Käthe Osterroth, an Karl Ilgner, Hans Reinowski, dessen im Exil entstandenen Gedichtband ich noch besitze sowie an Hans Mugrauer. Martin Krebs, der nach dem Krieg in Eckernförde lebte, war auf allen nur denkbaren Sitzungen dabei. Als Vorsitzender der an sich ja sehr wichtigen Landesgruppe deutscher Gewerkschafter fehlte ihm aber die rechte Ausstrahlung. Jedenfalls arbeitete er eng mit Fritz Tarnow zusammen. Richard Hansen, der in Kopenhagen eine absolut führende Rolle spielte, war von Schweden so rasch wie es ging weitergefahren. Man rechnete zunächst noch mit einer deutschen Invasion auch in Schweden oder schloß dies zumindest nicht aus. Da bei ihm alle Fäden zusammengelaufen waren, war es für seine und unser aller Sicherheit besser, wenn er nicht in Schweden blieb. Auf Umwegen gelangte er über die Philippinen in die USA. Lisa Hansen, die ich sehr geschätzt habe, hat sich mühselig mit Heimarbeit und Unterstützung durchschlagen müssen; sie hat ein schweres Schicksal gehabt. Sobald es 1945 die Möglichkeit dazu gab, kehrte Richard Hansen zu seiner Familie in Schweden zurück, wo er sich zusammen

FLÜCHTLINGE IM NORDEN

Wir gehen still durch sonnenlichtes Grün
in einem Land, in dem wir garnicht wohnen.
Zu unsern Füßen leuchten Anemonen
so schön wie sie bei uns zu Hause blühn.

Die Ostsee glänzt in Silber und in Blau.
Wie ihre Wellen zart den Strand umschmeicheln,
so muß ich deine kleinen Hände streicheln.
Ich fühle deinen Pulsschlag ganz genau.

Die Schwedenküste ist ein dünner Strich.
In fernem Flimmer sieht man Möven fliegen.
Dort, weiter südwärts, mag wohl Deutschland liegen.
Und dahin zieht es dich so sehr wie mich.

Ein Dampfer gleitet durch die weite Bucht.
Die Schlote rauchen dick wie Schlotbarone
mit sehr viel Geld. Und wir sind gänzlich ohne.
Du spricht mit mir von Heimweh, Kampf und Flucht.

Dein Mund ist rot. Dein Haar zerspielt der Wind.
Der Sturmgesell von Wolken und Geschwadern
haucht uns den Sang der Weite in die Adern.
Und wir sind froh, daß wir beisammen sind.

mit Lisa gleich sehr in der karitativen Arbeit für Deutschland engagierte.

Auf das Ende des Krieges haben wir uns riesig gefreut. Jetzt endlich kommt eine andere Zeit, wenn es doch erst so weit wäre!

Nach der deutschen Kapitulation

Als Nazideutschland dann tatsächlich offiziell kapitulierte, gab es auch im neutralen Schweden eine ungeheure Erleichterung. Nachmittags bin ich in die Stadt gefahren und habe mir den Trubel angesehen. Die Schweden waren völlig aus dem Häuschen, solch ein Jubel. Auf der Kungsgatan gingen die Leute Arm in Arm in Achterreihen und haben gesungen. Aus den Fenstern wurden Papierrollen geworfen wie beim Fasching. Ich habe mich mitgefreut. Aber dann kam mir plötzlich der Gedanke: Armes Deutschland! Es gab ja nicht nur die Leute, die alles freudig begrüßt hatten, was Hitler tat. Es gab ja auch einen gut Teil Leute, die von Anfang an dagegen gewesen waren. Und alle sollten ja weiterleben! Mir wurde langsam immer elender dabei. Und dann ging ich allein in der Stadt herum und landete schließlich im Kungsträdgården. Und dort treffe ich plötzlich Hans Sievers, den früheren Braunschweiger Kultusminister. Er guckt mich an, ich gucke ihn an, und wir konnten zunächst gar nichts sagen. Und dann sagt er: ‚Sie auch?' Sag ich: ‚Ja', und es standen uns die Tränen in den Augen. Wir sind noch ein Stück zusammen gegangen und haben uns verabschiedet: ‚Es ist schön, daß der Krieg aus ist, aber was kommt jetzt?' Ein halbes Jahr später haben wir zusammen mit anderen Genossen die Hilfsorganisation für das zerstörte Deutschland angefangen. Da gibt's einen Zusammenhang!

Gründung einer Hilfsorganisation für das zerstörte Deutschland

Wann wir genau angefangen haben, kann ich nicht mehr mit Sicherheit sagen. Jedenfalls war eine Reihe von Genossen dabei, Hans Mugrauer vor allem und Ernst und Agnes Behm, Walter Friedrichs und anfangs auch Martin Krebs.

Und es gab eine Reihe Schweden, die engagiert mitarbeiteten sowie z. B. ein schwedischer Pastor, der einmal Hilfsmissionspastor gewesen war. Zunächst haben wir ganz privat angefangen, später hatten wir auch ein eigenes Lokal.

Wir haben bei allen unseren Bekannten gesammelt, Lebensmittel, hauptsächlich aber Kleidung und Schuhe. Auch in Schweden hatte es während der Kriegsjahre ja Lebensmittel- und Kleiderkarten, Bezugsscheine gegeben. Aber natürlich war die Armut hier nicht so groß. Und natürlich kam es vor, daß die Leute hier ausrangierte Kleidung und Schuhe einfach weggeworfen haben. Und da haben wir mit den Leuten von der Müllabfuhr, die in den Villengebieten arbeiteten, ein Abkommen geschlossen. Die haben dann die Schuhe, die sie bei den herausgestellten Sachen fanden, paarweise zusammengebunden und bei uns abgeliefert. Pro Paar kriegten sie von uns 50 Öre dafür. Und in der Nähe gab es einen Schuhmacher. Der Schuhmachermeister hat mit seinen Gesellen abends extra für uns gearbeitet. Er machte uns einen ganz billigen Preis, während die Gesellen ihren normalen Lohn bekamen. Die reparierten Schuhe haben wir dann nach Deutschland geschickt.

Und dann hatten wir Leute, die Geld gesammelt haben. Da sind ganz ordentliche Beträge zusammengekommen. Es mußten ja auch Hilfsgüter gekauft werden. Das alles haben wir dann kistenweise nach Deutschland geschickt. Wir hatten intensive Verbindungen zur Arbeiterwohlfahrt in Deutschland, die dort für die Verteilung sorgte. Natürlich haben wir auch an Einzelpersonen geschickt, die wir kannten und denen wir vertrauen konnten, z. B. an meine Mutter, die die Sachen dann an ihre Bekannten und Verwandten weiterverteilt hat. Im übrigen gab es in Schweden noch eine ganze Reihe weiterer Organisationen und Initiativen, die Hilfe für das zerstörte Deutschland organisierten.

Aber als dann die Währungsreform kam, haben wir uns fürchterlich geschämt. Wir haben nicht gewußt, was wir unseren schwedischen Freunden antworten sollten, als sie fragten: ‚Was ist denn da nun los? Wir haben das ja alles verstanden, und wir haben versucht zu helfen. Aber was ist denn das für eine Moral? Jetzt ist alles da in Deutschland. Also muß es irgendwo gewesen sein!?'

Ich habe mich nie so geschämt wie damals. Die Reaktion auf das Erscheinungsbild der westdeutschen Währungsreform war niederschmetternd. Die Zeitungen in Schweden waren voll davon: Wieso ist das möglich? Was geht da nun wieder vor in Deutschland? Wir waren sprachlos. Das war ja ganz einfach eine moralische Geschichte, die wir nicht verdauen konnten.

Damit war unsere Hilfsorganisation am Ende. Das Organisatorische ist noch abgewickelt worden, und wir haben nur noch ganz privat unsere Familienangehörigen und Bekannten unterstützt.

Besuch im zerstörten Kiel

1947 bin ich zum ersten Mal wieder in Kiel bei meinen Eltern zu Besuch gewesen. Das war ein niederdrückendes Erlebnis. Mein Bruder – der jüngere – war damals bei der Arbeiterwohlfahrt in Kiel beschäftigt und holte mich in Flensburg mit dem Wagen ab. Es war schon halb dunkel, als wir durch die Ruinen fuhren. Und dann habe ich meinen Bruder gefragt: ‚Warum haben denn die überall Girlanden?' ‚Wieso Girlanden?' Ich sagte: ‚Es ist mir in Flensburg schon aufgefallen, und dann in Schleswig und in Eckernförde. Überall hängen in den Ruinen diese Girlanden.' Das waren Blätter vom selbstgezogenen Tabak, den man damals überall anbaute.

In meiner Familie gab es niemanden, der nicht ausgebombt war. Meine Eltern sind allein dreimal in Kiel ausgebombt worden, zuletzt in der Elisabethstraße. Sie wohnten jetzt in einem kleinen Zimmer zur Untermiete. Mein Vater war 1947 75 Jahre alt, meine Mutter 72. Sie bekamen damals eine kleine Wohnung im Altersheim in der Iltisstraße. Mein Vater wollte nicht so recht, aber meine Mutter war sehr froh darüber. Sie hat sehr viel Lebensmut gehabt. Mein Vater wurde mit den Verhältnissen nicht mehr so recht fertig. Er sammelte alte krumme Nägel und beschäftigte sich damit, sie wieder gerade zu klopfen. Man kann sie ja wieder gebrauchen. Das war recht traurig.

Meine Eltern haben es immer sehr schwer gehabt. Nach der Not des ersten Weltkrieges mußte mein Vater vorzeitig in Rente

gehen. Meine Mutter hat die Familie mit ihrer Schneiderei mit über Wasser gehalten. 1923 war die Inflation auf dem Höhepunkt. Dann ging es ein paar Jahre. Aber während der Weltwirtschaftskrise waren meine beiden Brüder arbeitslos. Dann kamen das Dritte Reich und der Krieg.

Meine Mutter konnte kaum noch gehen, nur mit Stock. Und wenn sie bei Bombenalarm in den Luftschutzkeller mußte, oft Nacht für Nacht und das auch noch mehrmals, dann hatte sie ihre notwendigsten Sachen in einer Tasche, die sie sich um den Hals hängte. Und dabei war eine Käthe-Kruse-Puppe, die meine Tochter haben sollte. Die hat sie immer mitgenommen in den

Anneliese Raabke vor dem zerstörten Haus ihrer Eltern in der Elisabethstraße in Kiel-Gaarden, 1947. Walter Krebs (1940).

Bunker. Als Walter 1946 nach Deutschland kam, wohnten meine Eltern noch in einer Baracke in den Ruinen. Da hat sie ihm die Puppe mitgegeben. Walter traf dann in Flensburg eine schwedische Journalistin, Barbro Alvig. Sie fragte ihn: ‚Können wir irgend etwas für Dich tun?' Im November 1946 hat sie dann die Puppe für meine Tochter nach Schweden mitgebracht und mich besucht.

So lange meine Eltern lebten, habe ich sie regelmäßig in Kiel besucht. Das erste Mal war sehr schwierig. Es war noch vor der Währungsreform. Man mußte um eine Ausnahmegenehmigung nachsuchen. Kiel gehörte ja zur britischen Zone. Man mußte sich verpflichten, weder Lebensmittel noch ein Hotel zu erwarten. Man mußte sich Essen für die ganze Zeit mitbringen und amerikanische Dollars.

Im Januar 1946 kam Willy Brandt von einem Deutschlandbesuch nach Schweden zurück. Damals trug er in der Tat eine norwegische Uniform, weil es ihm zunächst nur so möglich war, nach Deutschland einzureisen. Auch wir Emigranten durften ja keinesfalls sofort zurückkehren. Willy Brandt gab in Stockholm vor den Emigranten einen Bericht über seine Eindrücke aus Deutschland unmittelbar nach dem Krieg. Auch Walter und ich nahmen an dieser Versammlung teil. Der Tenor von Brandts Rede war: Es ist unendlich viel zerstört. Die Not, das Elend und die Verzweiflung der Menschen sind ungeheuerlich. Aber es gibt auch viele Zeichen der Hoffnung und einen neuen Anfang. Unsere Genossen in Deutschland sind wieder aktiv. Wir Emigranten werden dort gebraucht.

Walter Raabkes vorläufige Rückkehr nach Deutschland

Unter dem Eindruck seiner Rede entschlossen sich viele spontan, nach Deutschland zurückzukehren. Und das war ja auch der Sinn des Exils, daß man zurückgeht, wenn es die Chance für einen neuen Anfang gibt. Zu denjenigen, die in dieser Situation zurückkehrten, gehörte Walter und z. B. auch Martin Krebs, der sich dann in Eckernförde niederließ. Viele sagten damals aber auch, daß es völlig verrückt sei, zu diesem Zeitpunkt in das total zerstörte und hungernde Deutschland zurückzukehren.

Walter fuhr also von Trelleborg/Schonen mit dem Schiff nach Lübeck-Travemünde. Auf dem Schiff waren vor allem deutsche Kriegsgefangene und Flüchtlinge, die es in den ersten Wochen nach Kriegsende nach Schweden verschlagen hatte. Sie wurden von den Briten bei der Ankunft zunächst einmal in Bausch und Bogen in ein Internierungslager in der Nähe von Lübeck gesteckt. Das war für Walter, der ja in keiner Weise in nationalsozialistisches Unrecht verstrickt war, natürlich ein kleiner Schock. Es dauerte etwa vierzehn Tage, bis er nach Kiel weiterreisen konnte.

Die SPD in Kiel schickte ihn später als Sekretär in die Grenzstadt Flensburg, wo es damals viele Probleme gab. Walter konnte ja fließend dänisch und hatte gute Kontakte zu vielen wichtigen Leuten in Dänemark. Einzelheiten über die Verhältnisse in Flensburg weiß ich leider nicht. Jedenfalls ist Walter mit den vielen Schwierigkeiten dort nicht so ganz zurechtgekommen. Er kehrte im Juni 1947 nach Schweden zurück.

Nachkriegsjahre in Stockholm

Ich selbst hatte im Januar 1946 in Stockholm Arbeit gefunden, bei der ich mich wohlfühlte und die mich ausfüllte. Meine Tochter war jetzt fast acht Jahre alt. Ich hatte Schwedisch gelernt und mich gut in die Verhältnisse hier eingefunden, während Walter immer mit einem Bein in Schweden und einem in Deutschland gestanden hat und sich auf diese Art nie richtig wohlgefühlt hat. Wahrscheinlich ist er im Januar 1946 einfach zu früh nach Deutschland zurückgekehrt.

Wir hatten ja schon zweimal den Haushalt verloren, als der Krieg noch im Gange war. Da hatte man gehofft, irgendwann ist das ja mal zu Ende. Und zunächst hatten wir nur mit Zuckerkisten als Bücherregale gelebt. Wir hatten uns lieber ein Buch statt irgendwelcher Einrichtungsgegenstände gekauft. Es war alles ein Provisorium.

Nun hatte ich ab Januar 1946 meine Stelle im Hauptkontor des Stockholmer Konsumvereins. Auch Walter fand sofort wieder Arbeit, als er im Juni 1947 zurückkehrte. Dann haben wir angefangen, uns wieder richtig einzurichten. Und allmählich haben wir uns dann entschieden, in Schweden zu bleiben, bis unsere Tochter mit der Schule fertig sein würde. Sie hat 1958 ihr Abitur gemacht. Damals gab es in Schweden schon einen strengen numerus clausus für das Medizinstudium. So ergab es sich ganz von selbst, daß sie dann im Herbst 1958 in Kiel anfing, Medizin zu studieren.

Walter Raabkes endgültige Rückkehr

Walter hat sich im Sommer 1959 ebenfalls entschieden, erneut nach Deutschland zu gehen. Er wollte ja eigentlich wieder mit der Modelltischlerei anfangen. Aber gebraucht wurden angeblich vor allem Bautischler. Er hat ein kleines Darlehen bekommen, und außerdem lief sein Antrag auf Wiedergutmachung wegen der Verfolgung durch die Nationalsozialisten. Er hat dann einen selbständigen Betrieb als Bautischler eröffnet, auf dem Gelände des Seefischmarktes in Kiel-Ellerbek. Er hat es sehr schwer gehabt. Das Startkapital war einfach nicht ausreichend. Er hat in der Werkstatt gewohnt; sein Kontor hatte er so ein bißchen ausgebaut. Ich war oft bei ihm in Kiel zu Besuch, so oft es eben ging.

Unsere Abmachung war damals, daß ich zunächst einmal in Schweden, in unserer alten Wohnung bleiben sollte, bis der Betrieb so viel abwerfen würde, daß wir unseren Lebensstandard, den wir uns in Schweden gemeinsam erarbeitet hatten, erreichen würden. So weit ist es nie gekommen. Walter war ja auch schon über fünfzig, als er zum zweiten Mal nach Deutschland zurückkehrte und sich selbständig machte. Insgesamt waren diese Verhältnisse für uns beide recht schwierig und belastend. Für einen Außenstehenden ist das bestimmt schwer nachzuvollziehen. Es gibt eine Reihe von Emigranten, deren persönliche Beziehungen während der Zeit des Exils zerbrochen sind, ohne daß man dem einen oder anderen daran Schuld geben kann. Walter und ich haben uns später in gutem Einvernehmen scheiden lassen. Walter ist 1983 gestorben.

Anneliese Raabkes Leben in Schweden und Rückkehr 1984

Ich selbst hatte die schwedische Staatsbürgerschaft erworben. Insgesamt habe ich 30 Jahre beim Konsumverein für Stockholm und Umgebung gearbeitet. Die Bedeutung des Konsums in Schweden ist enorm. Allein dieser regionale Konsumverein mit all seinen angeschlossenen Nebenbetrieben – auch Produktionsbetrieben – hatte damals ca. 10 000 Beschäftigte. 1946 habe ich dort im Kontor angefangen und Inventarlisten nachgerechnet. Wir hatten Rechenmaschinen, die einem nach heutigen Begriffen fast wie Dreschmaschinen vorkommen. Dann war ich in der Kontrollabteilung, was allerdings ein bißchen langweilig war. 1948 bewarb ich mich um eine freigewordene Stelle im Lohnbüro der Schlachtereiwarenfabrik, die ebenfalls zum Konsum gehörte, und wurde dort 1949 Vorsteherin. Bis ich 60 Jahre alt war, habe ich dort vollzeit gearbeitet und anschließend drei Tage in der Woche in der Personalabteilung. 1967 bin ich mit 66 Jahren in den Ruhestand gegangen; das war das reguläre Pensionsalter in Schweden.

Seit 1984 bin ich wieder hier in Kiel. Meine Tochter mit Familie wohnt hier. Ich bin zurückgekommen, weil ich alleinstehend bin. Ich habe kein zwiespältiges Verhältnis zu Deutschland. Ich wußte natürlich, daß es etwas anderes ist, endgültig hierher zurückzukehren, als gelegentlich einmal einen Besuch in Deutschland zu machen. Darüber war ich mir theoretisch im klaren und habe es auch praktisch gut überstanden. Im übrigen habe ich eine Reihe alter Freunde und Genossen wiedergetroffen. Zu einigen war der Kontakt nach 1945 nie abgerissen.

Andere habe ich erst jetzt wiedergetroffen. Es gibt einen guten Zusammenhalt zwischen uns.“

Martin Krebs 1892–1971 „Er suchte stets nach dem nächsten Glied in der Kette“

Als Martin Krebs am 29. 12. 1971 kurz vor Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres starb, war er ein geachteter Bürger Eckernfördes – Ehrenbürgervorsteher, Träger des Bundesverdienstkreuzes erster Klasse vom Land Schleswig-Holstein, ausgezeichnet mit der Freiherr-von-Stein-Medaille.

Der Oberregierungsrat a. D. Krebs also ein typischer Vertreter schleswig-holsteinischer Kleinstadthonoratioren? Der Weg, der ihn dahin geführt hatte, war zumindest beschwerlich gewesen und voller Umwege.

Herkunft

Geboren wurde Martin Krebs am 17. 03. 1892 in Triebel, Kreis Sorau (Niederlausitz) – in jenem Teil der früheren Provinz Brandenburg östlich der Neiße, der heute zum polnischen Staatsgebiet gehört. Die Familie bewirtschaftete einen „mittelgroßen“, nach schleswig-holsteinischen Maßstäben wohl eher bescheidenen Bauernhof, der sich seit 200 Jahren in ihrem Besitz befunden hatte. Der karge Boden am nördlichen Rande der Görlitzer Heide legte es der Familie nahe, ihre Einkünfte durch zusätzliche Tätigkeiten aufzubessern. Dem Hof war eine Schlachterei angeschlossen. Welche Familienangehörigen aus der Generation der Eltern auf dem Hof und in der Schlachterei arbeiteten, läßt sich aus den spärlichen eigenen Angaben von Martin Krebs zum eigenen Lebenslauf nicht mehr ermitteln. Tatsache ist vielmehr, daß der Vater seinen wesentlichen Unterhalt als Glasschleifermeister verdiente und auch als Betriebsleiter tätig gewesen ist. Die Struktur der Glasindustrie läßt vermuten, daß es sich eher um einen Kleinbetrieb gehandelt hat.

Walter Krebs (1940).

Bildungsweg

Nach dem Ende der achtjährigen Schulzeit bietet sich dem jungen Martin Krebs zunächst die Chance, aus dem kleinbürgerlichen Herkunftsmilieu aufzusteigen. Der offensichtlich begabte und strebsame junge Mann kann in Dresden das Lehrerausbildungsseminar besuchen. Die Erkrankung seines Vaters setzt diesen Hoffnungen ein Ende; Studienförderung und Ausbildungsbeihilfen sind zu der Zeit, dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, unbekannte Begriffe. Martin Krebs beginnt nun eine Lehre als Tafelglasmacher. Obwohl verschiedene Personen, die Martin Krebs noch persönlich gekannt haben, den Verfassern dieses Beitrags gegenüber übereinstimmend betont haben, daß seine Fähigkeiten am wenigsten im handwerklich-praktischen Bereich gelegen haben, muß der diese Lehre, die Geschicklichkeit und Feingefühl verlangt, ohne Schwierigkeiten durchlaufen haben; denn schon mit 19 Jahren hat er nicht nur die Gesellenprüfung erfolgreich absolviert. Er ist bereits Meister, und mit 28 Jahren (1920) hat er es bis zum Werkmeister gebracht.

Zwischen diesen Zeitpunkten liegen die Jahre des ersten Weltkrieges, der Revolution und des Beginns des ersten Versuchs, ein demokratisches Deutschland zu schaffen. In einem

späteren Lebenslauf gibt Martin Krebs an, daß er von 1912 bis 1919 Soldat gewesen sei. Offenbar gingen Wehrdienst- und Kriegsdienstzeit unmittelbar ineinander über. Krebs wurde dreimal verwundet. Nähere Einzelheiten sind nicht bekannt. Die Annahme ist jedoch zwingend, daß er – schon wegen seiner Verwundung – einen großen Teil dieser Zeit fern von der Front verbringen konnte. Anders wäre nicht erklärlich, wie er trotz militärischen Status in beruflicher und sonstiger Hinsicht so rasch hätte aufsteigen sollen.

Auch die näheren Umstände, die Martin Krebs dazu brachten, sich gewerkschaftlich (1910) und politisch in der SPD (1915) zu organisieren, sind uns nicht bekannt. Der gescheiterte Aufstieg in den Lehrerberuf, die konkreten sozialen Erfahrungen als Glasfacharbeiter, die politischen und sozialen Umwälzungen dieser Jahre und familiäre Traditionen mögen dazu beigetragen haben. In diese Zeit fällt auch der Besuch weiterführender (beruflicher) Fachschulen, der Volkshochschule in Dresden und später dann der Arbeiterakademie in Frankfurt. Das aus dem Lebenslauf erklärliche individuelle Bildungsstreben fällt offenkundig zusammen mit dem starken Streben nach Aufklärung und Bildung in der damaligen Arbeiterbewegung. Das Bemühen um dauernde Fortbildung jedenfalls scheint kennzeichnend für den jüngeren Krebs gewesen zu sein. In einem späteren Lebenslauf gibt er an, selbst als Lehrer Kurse unterrichtet zu haben in den Themenbereichen Rationalisierung, Mechanisierung, Arbeitsmethodik und Arbeitszeitstudien.

Dieses Bild wäre unvollständig ohne die Erwähnung seiner Liebe zur Natur und seines Engagements in der Arbeiter-Kultur- und Sportbewegung. Krebs war begeisterter Sänger und Turner. Im Radrennsport soll er es bis zu Titeln auf Landesebene (Sachsen) gebracht haben.

Politische und gewerkschaftliche Arbeit

Von 1919 an läßt sich ein rascher Aufstieg in verschiedene Funktionen der organisierten Arbeiterbewegung verfolgen: 1919–1921 Betriebsratsvorsitzender und Vorsitzender des SPD-Ortsvereins und des ADGB-Ortskartells Arnsdorf (bei Dresden) sowie des SPD-Unterbezirks Dresden, zugleich SPD-Stadtrat in seinem damaligen Heimatort Arnsdorf und Leiter der Landkrankenkasse seines Heimatbezirks mit immerhin 42 000 Mitgliedern. Dieses Engagement im Bereich der gesetzlichen Krankenkasse kann man als typisch bezeichnen für das Bemühen vieler Funktionäre der organisierten, sozialdemokratischen Arbeiterbewegung um konkret nachvollziehbare, schrittweise Fortschritte.

1925 – Martin Krebs ist inzwischen 33 Jahre alt – wählt ihn die Delegiertenkonferenz des Deutschen Glasarbeiterverbands zu ihrem hauptamtlichen Sekretär und zum Mitglied ihres Vorstandes. Bereits vorher – ab 1921 – war er in Berlin für seine Gewerkschaft als festangestellter, hauptamtlicher Sekretär tätig gewesen. Der Glasarbeiterverband zählt zu den kleinen Gewerkschaften innerhalb des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB). Die Mitglieder arbeiten häu-

fig in Kleinbetrieben, die sich entlang der tschechisch-deutschen Grenze von der bayrischen Oberpfalz bis hin nach Oberschlesien oft in Landstrichen konzentrieren, die man sonst eher als strukturschwach oder gar unterentwickelt bezeichnen kann. Andererseits dürfte es sich überwiegend um geschickte und damit selbstbewußte Facharbeiter gehandelt haben.

Die Bestrebungen, große und durchsetzungsfähige Einzelgewerkschaften zu schaffen, beginnen nicht erst mit der Gründung des DGB nach 1945; sie lassen sich bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurückverfolgen und setzen sich in der Weimarer Republik verstärkt fort. 1930 schließt sich der Glasarbeiterverband als „Gruppe" dem größeren Fabrikarbeiterverband an; Krebs wird nun Vorsitzender der Gruppe der Glasarbeiter im Fabrikarbeiterverband. Auf internationaler Ebene, im internationalen Gewerkschaftsbund, sind die Glasarbeiter jedoch weiterhin im Rahmen eines „Berufssekretariats" autonom organisiert. Martin Krebs wird hier ebenfalls 1930 „Internationaler Sekretär der Glasarbeiter der Welt". Schon 1928 ist er vom Reichsarbeitsminister als Gewerkschafter und als Vertreter des Deutschen Reiches zum Delegierten bei der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) in Genf ernannt worden. Die Mitarbeit in den Gremien und Unterorganisationen des neuen Völkerbundes ist nach der Ächtung Deutschlands durch Versailles ein wichtiges deutsches Anliegen. Krebs arbeitet an mehreren internationalen Konventionen mit. Es ist schwer, die Bedeutung solcher Konventionen korrekt einzuschätzen. Für Krebs selbst bedeutet die Arbeit die Chance zu vertiefter Beschäftigung mit arbeits- und sozialrechtlichen Problemen und zu internationalen Kontakten, darunter zu dem britischen Gewerkschafter und späteren Außenminister Bevin. Zu erwähnen bleibt noch die Mitgliedschaft im Reichskohlenrat ab 1932 – ebenfalls eine Chance, sich mit volkswirtschaftlichen Problemen auseinanderzusetzen.

Der Weg in die Illegalität

Der 30. Januar 1933 und die nachfolgenden Ereignisse treffen die Gewerkschaften trotz der vorangegangenen Bestrebungen in der „Eisernen Front" aus Reichsbanner, SPD, Arbeitersport und Gewerkschaften relativ unvorbereitet. Durch die Massenarbeitslosigkeit der Weltwirtschaftskrise sind sie ohnehin entscheidend geschwächt. Der Generalstreik, der sich 1920 als wirksame Waffe gegen den Kapp-Putsch erwiesen hatte, bleibt aus. Die Gewerkschaften versuchen durch eine Taktik der Legalität, des noch stärkeren Zusammenschlusses und der Anpassung zu überleben, um für „die Zeit danach" als Organisationen der Arbeiterschaft präsent zu bleiben. Nur wenige denken an bewaffneten Widerstand. Viele sind sich der Gefahren bewußt, aber kaum jemand hat eine konkrete Vorstellung über Ausmaß und Dauer des heraufziehenden „Dritten Reiches". Als am 2. Mai 1933 die Gewerkschaftshäuser von den Nationalsozialisten besetzt werden, gehört auch Martin Krebs zu den verhafteten Gewerkschaftsführern. Die Verhaftung erfolgt in Zwiesel/Oberpfalz. Krebs hat Glück; er wird bereits nach drei Tagen wieder entlassen. Der mit ihm verhaftete Hans

Fischer aus Fürth soll dagegen später im KZ umgekommen sein.[9] Welchen Umständen Martin Krebs seine frühzeitige Entlassung verdankte, ist nicht bekannt. Haben die SA-Leute in der Provinz die tatsächliche Bedeutung ihres Fanges nicht erkannt?

[9] Briefliche Mitteilung der Tochter von Martin Krebs, Frau Angelika Baumkirch, vom 18. 06. 1985 aufgrund einer handschriftlichen Notiz ihres Vaters.

In Berlin gelingt es den verhafteten Gewerkschaftsführern, sich im Untersuchungsgefängnis abzusprechen und dem früheren hessischen Innenminister (SPD) und Gewerkschafter Wilhelm Leuschner mit der weiteren Leitung der nun illegalen Gewerkschaften zu betrauen. Leuschner reist im Juni 1933 nach Genf zur Teilnahme an einer Sitzung der Internationalen Arbeitsorganisation und wird bei der Rückkehr ins Reich ebenfalls verhaftet.[10] Seine Funktion wird nun von dem führenden Metallgewerkschafter Heinrich Schliestedt und dem früheren Sekretär des ADGB-Vorstandes Heinrich Schlimme übernommen.[11] Es kommt zur Herausbildung einer illegalen Gewerkschaftsleitung für das gesamte Reichsgebiet. Die wesentliche Bedeutung dieser illegalen Gewerkschaftsarbeit besteht darin, ein Netz zuverlässiger Vertrauensleute in allen Teilen Deutschlands aufrechtzuerhalten oder aufzubauen, Informationen aus den Betrieben einzuziehen und an eine zentrale Stelle weiterzuleiten und wiederum Informationen politischer, wirtschaftlicher und sozialer Art zu verbreiten. Sinn dieser Tätigkeit ist es, zum Zeitpunkt einer möglichen Krise oder gar des Endes der Naziherrschaft sofort wieder als handlungsfähige, gestaltende Kraft präsent zu sein.

[10] Vgl. Gerhard Beier, Die illegale Reichsleitung der Gewerkschaften 1933–1945, S. 25.

[11] Gerhard Beier, a.a.O., S. 41 ff.

Als Heinrich Schliestedt Ende 1933 vor der Gestapo aus Deutschland fliehen muß, bildet er in dem tschechischen Ort Komotau eine „Auslandsvertretung deutscher Gewerkschaften", die die illegale Arbeit im Reich von außen unterstützt. Am 26./27. Juli 1935 gelingt es ihm, eine große Zahl wichtiger Vertreter der illegalen Arbeit des ADGB und der Einzelgewerkschaften zu einer Konferenz nach Reichenberg/ČSR einzuladen. Die Beratung dieser „Reichenberger Konferenz", an der auch der Generalsekretär des Internationalen Gewerkschaftsbundes Schevenels teilnimmt, wird von den Teilnehmern als außerordentlich konstruktiv und ermutigend angesehen.[12] Im gleichen Jahr findet in Berlin anläßlich der internationalen Rundfunkausstellung ein größeres Treffen illegaler Gewerkschafter aus dem ganzen Reich unter konspirativen Bedingungen statt. Martin Krebs nimmt an beiden Veranstaltungen teil.

[12] Gerhard Beier, a.a.O., S. 44 ff.

Auch die einzelnen Gewerkschaften haben ihrerseits illegale Reichsleitungen mit entsprechender Zielsetzung in ihrem alten Organisationsbereich gebildet, die wiederum mit der illegalen Reichsleitung des ADGB kooperieren bzw. dort vertreten sind. Über den Fabrikarbeiterverband schreibt Gerhard Beier:

„Der Fabrikarbeiterverband mit Sitz in Hannover war schon 1933 besser als andere Organisationen auf bewaffneten Widerstand eingestellt. Der stellvertretende Vorsitzende, Albin Karl, wurde im Mai 1933 wegen ‚Sabotage' aus seinen Ämtern entlassen. Er schlug sich zunächst als Vertreter für Westermanns Monatshefte durch und eröffnete später einen Seifenhandel, bei

dem er mehrere Kollegen beschäftigen konnte, die nebenbei illegal arbeiteten. Karl nahm an der Reichenberger Konferenz teil und zählte zu den verläßlichsten Stützen der Illegalität im Reich. Er saß 13 Monate in Untersuchungs- und Schutzhaft und vier Monate im KZ. Ihm konnte aber nichts nachgewiesen werden."[13]

[13] Gerhard Beier, a.a.O., S. 53ff.

Nähere Angaben über den besonderen Beitrag der Glasarbeiter im Fabrikarbeiterverband finden sich nicht. Doch genügt bereits ein Blick auf die regionale Verteilung der Glasindustrie beiderseits der deutsch-tschechischen Grenze, um die Bedeutung der Glasarbeiter für die illegale Gewerkschaftsarbeit über diese Grenze hinweg klarzumachen: Die illegale Arbeit ins Reich hinein war undenkbar ohne den aufopferungsvollen Einsatz zahlloser Kuriere, die mit den örtlichen Verhältnissen dieser wald- und gebirgsreichen Grenzregion gut vertraut und bereit waren, Nachrichten und Informationsmaterial über die „grüne" Grenze zu bringen.

In der illegalen Reichsleitung des ADGB

Martin Krebs schreibt über seine Rolle, daß er der illegalen Reichsleitung des ADGB angehört habe, und zwar zusammen mit:

Hermann Schlimme	vom Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund
Ehrich Bührig	vom Metallarbeiterverband
Albin Karl	vom Fabrikarbeiterverband[14]

[14] Brief von Martin Krebs an Helmut Müssener 16. 04. 1970, Stadsbiblioteket Västerås, Schweden.

Ob Martin Krebs während der gesamten Zeit seiner illegalen Arbeit im Reich zur engsten Führungsgruppe der illegalen Reichsleitung gehört hat, läßt sich nicht feststellen. Anzunehmen ist, daß er zumindest durch seinen Gewerkschaftskollegen Albin Karl aus der Führungsspitze seines Fabrikarbeiterverbandes stets in enger Verbindung zur Reichsleitung gestanden hat. Zu berücksichtigen ist weiter, daß die Zusammensetzung der illegalen Reichsleitung des ADGB in den Jahren ihres Bestehens naturgemäß nicht gleichbleibend war. Änderungen wurden mit Sicherheit u. a. auch erzwungen durch Verhaftungen einzelner Mitglieder, Flucht und dergleichen. Seinen eigentlichen Aufgabenbereich beschreibt Martin Krebs wie folgt:

„Ich war Verbindungsglied zu den ausländischen Gewerkschaften und habe somit viele Reisen in die Tschechoslowakei zur SoPaDe Prag (die Exil-SPD, K. S.), *zu den dortigen Gewerkschaften, nach Österreich, Dänemark, Holland, Luxemburg, Frankreich und die Schweiz gemacht.*"[15]

[15] Brief an Müssener vom 16. 04. 1970, a.a.O.

Ausführlicher beschreibt Martin Krebs seine illegale Gewerkschaftsarbeit im Reich in einem Schreiben vom 28. 01. 1943, mit dem er sich gegen unfaire Angriffe im Rahmen harter parteiinterner Auseinandersetzungen innerhalb der schwedischen Exil-SPD zur Wehr setzt:

„Ich will bei Deinem Schlußabsatz beginnen. Du schreibst, daß Du Dich entsinnen kannst, in der ČSR einmal etwas von einer Auslandsstelle deutscher Gewerkschaften gehört zu haben. Dazu möchte ich sagen, daß jeder politische Flüchtling, der nicht allzuweit vom Schuß, dies heißt vielleicht in einem Walddorf

vergraben war, von unserer Tätigkeit sicher gehört hat. Gaben wir doch bis 1940 an jeden Flüchtling, der sich für unsere Sache interessierte, monatlich eine Gewerkschaftszeitung und ein Informationsblatt heraus. Damit hat sich auch Dein Hinweis, daß Du leider im Inland und Ausland sehr wenig von illegaler Arbeit hörtest, wohl erledigt. Eine illegale Organisation kann nie eine Massenbewegung sein, sonst ist sie wohl in kurzer Zeit erledigt. Nichtsdestoweniger ist wohl von uns allerhand in schwerster Zeit geleistet worden. 1934 haben wir bei der Betriebsrätewahl allein in Berlin 40 000 Flugblätter verbreitet, in anderen Städten fast ebensoviel. Bei einer Rundfunkausstellung im Sommer 1935 hatten wir von den einzelnen Verbänden aus dem Lande über 100 Verbindungsleute in Berlin. Und wenn ich Dir schreibe, da Du Bayer bist, daß ich 1935 im Juli in Nürnberg-Fürth mit über 30 Kollegen zusammengesessen habe, dabei einmal in einer Sitzung mit 18 Kollegen geschlossen und später in Regensburg und Hof ebenso mit einem größeren Kreis, so weißt Du wohl nun selbst, welches Risiko jeder einzelne dabei übernahm. Damit kann ich Dir auch gleich die Anfrage, wer ist eigentlich die Landesleitung[16], beantworten. Alle acht Mitglieder des Vorstandes haben in legaler wie illegaler Zeit ihren Mann gestanden. Soweit sie in der ČSR waren, haben sie alle Grenzarbeit verrichtet und viel mit beigetragen, daß die Verbindungen innerhalb der Gewerkschaftsbewegung mit allen Bezirken aufrechterhalten blieb."

[16] Der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Schweden, K. S.

Unter anderem anspielend auf die schon erwähnte „Reichenberger Konferenz" in der ČSR, die 1935 von deutschen Exilgewerkschaftern unter Heinrich Schliestedt organisiert worden war, stellt Martin Krebs noch einmal deutlich heraus:

„Daß die Auslandsstelle der Gewerkschaften (gemeint ist die seinerzeitige Auslandsstelle unter Heinrich Schliestedt in der ČSR, K. S.) *mit ihren Landesgruppen keine Gründung irgendwelcher Privatpersonen, sondern Beauftragter der alten Bewegung war, muß Dir wohl der Umstand besagen, daß mehrere wichtige internationale Konferenzen hierüber stattgefunden haben, an der immer Schevenels vom IGB, in einem Falle auch Citrine mit 8 Sekretären von der Berufsinternationalen teilgenommen hat."*[17]

[17] Brief an Hermann Fischer vom 28. 01. 1943, ASD, Bestand Hermann Fischer, Mappe 7.

Verhaftung und Flucht

Martin Krebs hat für seinen Widerstand gegen die Naziherrschaft mit mehreren Verhaftungen bezahlen müssen. Nach eigenen Angaben war er insgesamt siebeneinhalb Monate in Haft. Über die verschiedenen Stationen seiner Gefangenschaft in mehreren Gefängnissen und Lagern liegen nähere Angaben nicht vor. Der ersten Verhaftung in Zwiesel am 2. Mai 1933 folgten zwei weitere. So wurde er erneut bei einem versuchten Grenzübertritt in Hirschberg im schlesischen Riesengebirge festgenommen. Auch diesmal wurde er nur 36 Stunden lang festgehalten. Allerdings sei er bei seiner Rückkehr nach Penzig bis Görlitz von der SA gejagt worden. Dort habe er sich zwei Tage lang in einer Gartenlaube verstecken können. Sein Kollege Gustav Ideler, der mit ihm in Hirschberg festgenommen worden sei, sei später ins KZ gekommen.[18] Über die dritte

[18] Mitteilung von Frau Angelika Baumkirch vom 18. 06. 1985.

Verhaftung, die vermutlich die schwerwiegendsten Folgen hatte, haben sich keine Angaben finden lassen. Zu den verschiedenen Festnahmen läßt sich immerhin feststellen, daß es der Gestapo offensichtlich nicht gelang, das wahre Ausmaß der illegalen Betätigung zu ermitteln. Es ist kaum anzunehmen, daß Martin Krebs andernfalls das Ende des „Dritten Reiches" außerhalb eines KZs – wenn überhaupt – überlebt hätte. Es spricht zugleich für seine Standhaftigkeit und Verschwiegenheit in extremen Situationen.

Der vierte Verhaftungsversuch ereignet sich in Berlin im Sommer 1935. Seine Tochter schreibt hierzu:

„Nach unseren Erinnerungen war es am 25. August 1935. Da erschienen bei uns zwei Gestapo-Leute, die alles durchsuchten und viele Akten, Bücher, Schreibmaschine usw. mitnahmen. Danach erschien täglich 6 Uhr früh ein Polizist, der einige Zeit Wache hielt und auf unseren Vater, der von einem illegalen Treffen nicht zurückgekehrt war, wartete. Bis Kriegsende erschien mindestens einmal im Jahr ein Gestapo-Mann, um sich nach dem Verbleib unseres Vaters zu erkundigen."[19]

[19] Angelika Baumkirch, a.a.O.

Die Sätze lassen ahnen, welch ungeheure Belastung Untergrund und Widerstand nicht nur für die unmittelbar Handelnden und Betroffenen, sonder auch für die Familienangehörigen, die den Ehemann und Vater oft tage- und wochenlang nicht sahen, bedeuteten – von den materiellen Problemen, den Lebensunterhalt zu sichern und die Kosten für Miete und Heizung aufzubringen etc., ganz abgesehen.

In der ČSR im Exil

Auf Anraten der illegalen Reichsleitung begibt sich Krebs nun in die ČSR ins Exil; die Gefahr für die eigene Person, aber auch für die gesamte Untergrundtätigkeit der illegalen Gewerkschaftsbewegung läßt kaum eine andere Wahl. Von seinem neuen Wohnort Teplitz-Schönau, einem wichtigen Zentrum der böhmischen Glasindustrie, führt er nun von außen seine „illegale" Arbeit gegen die Naziherrschaft fort, nach eigenen Angaben in einem späteren Lebenslauf als „Leiter der Grenzarbeit der Auslandsstelle der deutschen Gewerkschaften" für den großen Bereich der deutsch-tschechoslowakischen Grenze im Riesengebirge, im Erzgebirge, im Böhmischen Wald und im Bayrischen Wald. Je mehr sich allerdings der außenpolitische Druck des Deutschen Reiches auf die ČSR verstärkt, um so schwieriger wird die Situation für die Emigranten und die von ihnen geleistete Widerstandsarbeit. Die ČSR kämpft um ihr Überleben als unabhängiger Staat und als Demokratie. Von ihr geduldete politische Arbeit gegen den Nationalsozialismus in Deutschland kann als „Provokation" angesehen werden und zum Vorwand für weitergehende Gegenreaktion dienen. Die ČSR bemüht sich schließlich, dies zu unterbinden, notfalls durch Ausweisung. Als Martin Krebs sich im Sommer 1937 hilfesuchend an den Exilvorstand der SPD (SoPaDe) in Prag wendet, erhält er am 5. August folgende Antwort:

„Deine Sache habe ich sofort an den Genossen Taub weitergeleitet. Ich habe keinen Zweifel, daß sie repariert werden wird. Auf wie lange, vermag freilich niemand zu sagen. Dieses Damo-

[20] Der namentlich nicht gezeichnete Durchschlag dieses Briefes befindet sich im Archiv der Sozialen Demokratie – ASD, Bestand Emigration SoPaDe, Allgem. Korrespondenz, Mappe 67.

klesschwert hängt über uns allen."[20]

Am 31. Dezember 1937 schreibt Martin Krebs an den Vizepräsidenten des tschechoslowakischen Abgeordnetenhauses, den zuvor erwähnten „Genossen Taub":

„Am heutigen Tage wird mir auf dem hiesigen Rathaus der im Original beiliegende Bescheid der Landesbehörde in Prag ausgehändigt, aus dem hervorgeht, daß ich binnen 5 Tage das Landesgebiet der ČSR verlassen soll und daß eine Berufung gegen diesen Bescheid eine aufschiebende Wirkung nicht hat. Ich habe mich sofort mit dem Genossen Senator Dr. Heller in Verbindung gesetzt, der mir aber in Anbetracht der Dringlichkeit empfahl, die Akten sofort bei Ihnen zur weiteren Bearbeitung einzureichen.

Bei meinem letzten Rekurs ist mit aller Deutlichkeit noch einmal hervorgehoben worden, daß ich die Stellung eines Internationalen Sekretärs der Glasarbeiter bekleide und daß es verwunderlich erscheinen will, daß bei dieser rein gewerkschaftlichen Tätigkeit fortgesetzte Schwierigkeiten gemacht werden, obgleich bei der Ausübung dieses Amtes ein Verstoß gegen Bestimmungen des hiesigen Arbeitsvermittlungsgesetzes nicht vorliegen. Außerdem bin ich als einer der letzten Emigranten hier in Teplitz eingetroffen, und zwar im September 1935. Vielleicht können Sie doch eine aufschiebende Wirkung erreichen, und wenn es nur für 5–6 Monate ist, da die hiesige Flüchtlingsstelle – wie Erkundigungen leicht ergeben dürften – bereits für mich Unterhandlungen zwecks Übernahme nach Schweden führt. Die Übernahme dürfte nach den vorliegenden Fürsprachen für mich durch die Internationale der Fabrikarbeiter, Amsterdam, den schwedischen Fabrik- sowie Papierarbeiterverband bestimmt erfolgen. Der Genosse Hans Vogel oder ein anderes Mitglied des Parteivorstands werden sich zur weiteren Auskunftserteilung über mich resp. zur Mitarbeit in meiner Angelegenheit als Freunde gern zur Verfügung halten. Ich gebe Ihnen mit gleicher Post von dem Vorgang Kenntnis."[21]

[21] ASD, a.a.O.

In Stockholm

Immerhin gelingt es, die endgültige Ausweisung mit Hilfe einflußreicher tschechoslowakischer bzw. sudetendeutscher Genossen noch etwa ein weiteres halbes Jahr hinauszuzögern. Im Juli 1938 teilt Krebs in einem Schreiben an Hans Vogel, Mitglied des inzwischen nach Paris ausgewichenen Exilvorstands der SPD, aus Stockholm mit:

„Seit fast 3 Wochen bin ich nun hier, nachdem man mich in der ČSR, wahrscheinlich auf Verlangen der Nazis, zum 5. Male innerhalb knapp 3 Jahren ausgewiesen hatte. Ich bin nicht gern gegangen, denn dort hatte ich doch meine illegale Arbeit und konnte mich für die Gewerkschaftspresse betätigen. Hier muß man vollkommen neu anfangen. Obgleich ich schon monatelang Schwedisch gelernt hatte, verstehe ich kein Wort. Das liegt daran, daß das geschriebene Wort, wie wir es lernen, ganz anders lautet als das gesprochene. Na, immerhin hoffe ich in einigen Monaten durch Teilnahme an Kursen soweit zu sein, daß man auf Arbeitsuche gehen kann und auch hier gewerkschaftlich und politisch, soweit uns gestattet ist, mitarbeiten kann."[22]

[22] ASD, a.a.O.

In einem weiteren Schreiben an Hans Vogel vom 12. Oktober 1938 schildert Krebs seine Bemühungen, auch wirtschaftlich in seinem neuen Exilland Schweden Fuß zu fassen:

„Ich bemühe mich, hier bei der Kooperative, und zwar in der Glühlampenfabrik, um eine Stellung, in der Absicht, im kommenden Jahr dann in der neuen Glasfabrik für Wirtschaftsglaserzeugung in einem technischen Posten unterzukommen. Die Verhandlungen sind durchaus aussichtsreich."[23]

Tatsächlich scheinen diese Bemühungen dann doch nicht erfolgreich gewesen zu sein und scheiterten wahrscheinlich an der Versagung der Arbeitsgenehmigung durch die schwedischen Behörden. Nach späteren Angaben hat er sich ein wenig Geld durch gelegentliche Hilfsarbeiten auf einem Landgut in der Nähe von Stockholm und in Druckereibetrieben, durch Mitarbeit in der Bildungsvereinigung der schwedischen Arbeiterbewegung (ABF) sowie durch journalistische Tätigkeit unter dem Pseudonym „Albin Berg" verdienen können.[24]

Den Namen „Albin Berg" hat er als Decknamen während der Zeit seiner illegalen Arbeit in der ČSR angenommen.[25]

Im wesentlichen jedoch wird er seinen Lebensunterhalt wie die meisten sozialdemokratischen und gewerkschaftlich organisierten Emigranten durch die Unterstützung von „Arbetarrörelsens Flyktingshjälp" bestritten haben.

[23] ASD, a.a.O.

[24] Biogr. Angaben in dem Brief an H. Müssener 16. 04. 1970 sowie in einem Kandidatenbrief anläßlich der Bundestagswahl 1957; Handbuch der Deutschen Exilpresse 1933–1945, S. 392; H. Müssener, S. 510.

[25] Mdl. Angabe von Krebs in einem Gespräch mit H. Müssener 1970; die Gesprächsnotizen befinden sich wie der o. g. Brief im Archiv der Stadsbiblioteket Västerås, Schweden.

Konflikte innerhalb der sozialdemokratischen Emigration in Schweden

Die Situation, die Martin Krebs in politischer und persönlicher Hinsicht innerhalb der Gruppe sozialdemokratischer und gewerkschaftlicher Emigranten in seinem neuen Exilland Schweden 1938 vorfindet, ist aus seiner Sicht wenig erfreulich. In dem bereits erwähnten Schreiben vom 7. Juli 1938 an Hans Vogel in London führt er bewegt Klage. Anscheinend weiß er sich dabei mit seinem Freund Emil Stahl, dem früheren „SoPaDe-Grenzsekretär" in der ČSR mit Sitz in Reichenberg, einig. Er schreibt:

„Wie es hier aussieht, wird Freund Emil Euch schon geschrieben haben. Es ist ein Jammer, daß die früheren Parteisekretäre, vor allem die Sachsen, auch verrückt geworden sind. Revolutionär muß man sein, von ‚Neubeginnen' muß man angesteckt sein, etwas wissen muß man von der neuen Plattform oder der neuen Gemeinschaft, auch muß man besondere ‚Konzeptionen' haben und vor allem zum alten Parteivorstand in Opposition stehen, erst dann ist man Sozialist . . . Aber sie merken schon, daß jetzt andere ‚Emigranten' kommen, denn Schreiber hat sich schon beschwert, daß Emil, Thiele und ich mich noch nicht bei ihm gemeldet haben. Wir warten nur, bis Hartwig usw. noch hier sind, dann wollen wir doch einmal sehen, ob wir das Ansehen der Emigration, vor allem aber der Partei nicht doch wieder hier stärken können. Die Hilfe der hiesigen Parteien wird Emil sichern, die Hilfe der Gewerkschaften ich."[26]

Krebs fürchtet, daß auch die gewerkschaftliche Arbeit in Schweden unter den Auseinandersetzungen innerhalb der Exil-SPD leiden müßte:

„Ich habe, nachdem man auch unsere Gewerkschaftsarbeit mit in den Streit und die pressepolemischen Auseinandersetzun-

[26] ASD, a.a.O.

gen zieht, bereits Heinrich geschrieben, daß wir uns unter keinen Umständen bei wichtigen Verhandlungen ausschalten lassen . . ."[27]

[27] ASD, a.a.O.

Bei „Heinrich", auf den Krebs sich in seinem Schreiben bezieht, handelt es sich um den Vorsitzenden der „Auslandsvertretung deutscher Gewerkschaften", Heinrich Schliestedt.

Der Konflikt, der die sozialdemokratischen Emigranten in Schweden von Anbeginn stark in Anspruch nahm, betraf das Verhältnis zu den Kommunisten und die Bemühungen um die Bildung einer Einheitsfront. In Schweden waren vor 1938 die Befürworter der Einheitsfrontpolitik vorherrschend gewesen.[28] In der ČSR hatten dagegen innerhalb der Gruppe der Exilgewerkschafter und der SoPaDe die Gegner der Einheitsfrontpolitik dominiert. Viele von ihnen trafen sich 1938 nach der Sudetenkrise und der Unterdrückung der ČSR durch Hitlerdeutschland in Schweden wieder. Nach H. Müssener gelang es dieser Gruppe spätestens 1939, die wesentlichen Positionen in der schwedischen SoPaDe zu übernehmen. Emil Stahl wurde vom Restvorstand der SoPaDe in London (Hans Vogel und Erich Ollenhauer) zum Beauftragten der SoPaDe in Schweden ernannt.[29] Die Konflikte in der „schwedischen" SoPaDe-Gruppe nahmen jedoch in den folgenden Jahren nicht ab. Der Streit um die Einheitsfront mit den Kommunisten wurde mit großer Heftigkeit weitergeführt. Ein weiterer Konflikt entstand nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf den neutralen Norden (Dänemark, Norwegen) am 9. April 1940. Es entwickelte sich ein bitterer Zwist um die Aufstellung von Listen besonders gefährdeter Emigranten, die im Notfall aus dem als ebenfalls extrem gefährdet angesehenen Schweden rasch evakuiert werden sollten. Zusammen mit seinen Freunden Emil Stahl und Fritz Tarnow geriet so auch Martin Krebs in die Schußlinie, wobei unbestreitbar sein dürfte, daß alle drei zu dem besonders gefährdeten Personenkreis gehörten. Der Streit schwelte lange Zeit, zumal er unter den Bedingungen der ersten Kriegsjahre nicht offen ausgetragen werden konnte und es ohnehin kaum möglich war, die verschiedenen Gesichtspunkte offenzulegen, die dazu geführt hatten, den einen weiter oben und den anderen am unteren Ende dieser Liste zu plazieren.[30]

[28] Vgl. hierzu im einzelnen H. Müssener, a.a.O., insbesondere S. 134 ff.

[29] A.a.O., S. 138.

[30] Vgl. hierzu Müssener, a.a.O., S. 138 f., sowie Fritz Tarnow in seinen Schreiben an Hans Vogel vom 28. 10. 1942, 10. 01. 1943, ASD, Bestand SoPaDe, Mappe 134; ferner Schreiben der SoPaDe-Gruppe Stockholm an den SoPaDe-Parteivorstand in London vom 17. 08. 1942, ASD, Bestand SoPaDe, Mappe 67.

Aufgrund dieser Konflikte sah sich der SoPaDe-Vorstand in London zu Beginn des Jahres 1943 veranlaßt, Emil Stahl als seinen Beauftragten zurückzuziehen und entsprechend einem Vorschlag der Stockholmer SoPaDe-Gruppe den früheren Reichstagsabgeordneten Kurt Heinig als neuen Beauftragten für Schweden zu berufen. Der ohne Zweifel intelligente aber sehr selbstherrliche Kurt Heinig vertrat einen extrem kompromißlosen Standpunkt zur Frage der Zusammenarbeit mit Kommunisten oder auch nur mit anderen nicht moskauhörigen, sozialistischen Gruppen außerhalb der alten SPD. Vor allem durch sein persönliches Verhalten geriet er rasch in eine zunehmende Isolierung. Hinzu kamen organisatorische Konflikte, u. a. um die Einberufung einer demokratisch legitimierten Landeskonferenz der schwedischen SoPaDe, die dann gegen seinen Willen Ende 1944 stattfand.[31]

[31] Müssener, a.a.O., S. 145 ff.

Teilnehmer eines sozialdemokratischen Parteitreffens in Stockholm, 1944 – in der ersten Reihe von links: Agnes Behm, Anneliese Raabke, Irmgard Enderle; in der zweiten Reihe rechts: Walter Kvasnik, Peter Haß, Walter Raabke; dritte Reihe von links: Fiede Schulz, Otto Friedländer, Karl Ilgner, Walter Pöppel; links hinten: Alfred Cornelsen.

Schon die Konflikte mit und um die Person Kurt Heinigs bewirkten, daß Marin Krebs spätestens ab 1943 nicht mehr dem unversöhnlich rechten Flügel[32] der Exil-SPD in Schweden zugerechnet werden konnte.

Vor allem aber hatten die harten und mitunter sehr persönlichen Auseinandersetzungen, die oft nur aus der besonderen psychischen Situation der Exilanten verständlich sind, zur Folge, daß wesentliche politische Diskussionen und Initiativen nicht so sehr von der SoPaDe, als vielmehr von anderen Gruppen und Zusammenschlüssen ausgingen, in denen Sozialdemokraten allerdings eine wichtige Rolle spielten.

Martin Krebs selbst gibt an, daß er der „Landesgruppe deutscher Gewerkschafter" in Schweden seit 1938 als deren Vorsitzender angehört habe.[33] Über die Arbeit dieser Gruppe vor Kriegsausbruch im September 1939 und vor dem Überfall Hitlerdeutschlands auf Dänemark und Norwegen ist wenig bekannt.[34]

[32] Dies wird u. a. aus den zahlreichen Briefen des weit rechts stehenden Sozialdemokraten Hermann Fischer an Kurt Heinig u. a. deutlich, ASD, Bestand H. Fischer, Mappe 7.

[33] Brief an H. Müssener vom 16. 04. 1970, Stadsbiblioteket Västerås.

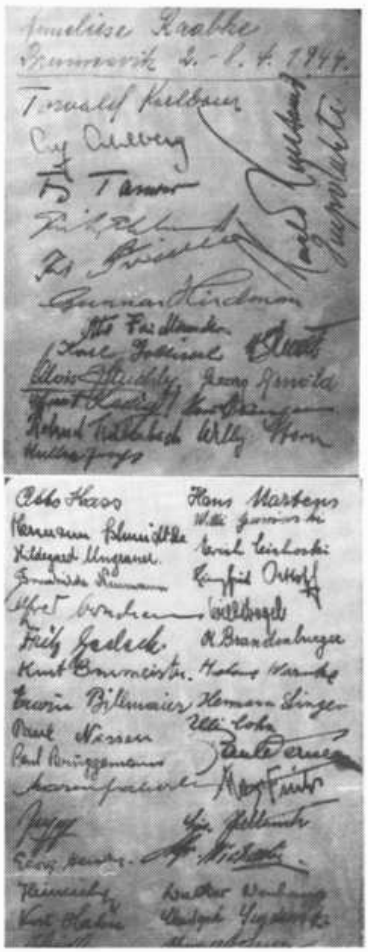
[34] Vgl. insoweit auch die Marburger Dissertation von Dieter Günther (1980) „Die Tätigkeit der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Schweden", die zu diesem Zeitabschnitt keine wesentlichen Angaben enthält.

Erschwerte Bedingungen der politischen Arbeit nach dem 9. April 1940

Nach dem 9. April 1940 kann die politische Arbeit der Emigranten in Schweden nur in einem sehr bescheidenen, nicht öffentlichen Rahmen fortgeführt werden. Das neutrale Schweden fürchtet um seine Unabhängigkeit und will jeden Anlaß vermeiden, der einen Überfall Nazideutschlands, ähnlich wie auf die Nachbarländer Dänemark und Norwegen, provozieren könnte. Immerhin erhalten die Emigranten in Schweden wichtige personelle Verstärkung von Kollegen und Genossen, die sich aus dem besetzten Dänemark und Norwegen hierher retten können.

Zum Verhältnis Fritz Tarnow–Martin Krebs

Zu den Neuankömmlingen aus Dänemark gehört vor allem Fritz Tarnow. Tarnow ist Vorsitzender der Holzverarbeitergewerkschaft gewesen und gilt als einer der profiliertesten Gewerkschaftsführer und als bedeutender Gewerkschaftstheoretiker zu den Themenbereichen Wirtschaftsdemokratie und Beschäftigungspolitik sowie zur gewerkschaftlichen „Kauf-



Unterschriften der Kursteilnehmer eines Weiterbildungskurses für sozialistische Emigranten in der schwedischen Volkshochschule Brunnsvik vom 2. – 8. 4. 1944.

krafttheorie". Mit Martin Krebs verbindet ihn seine internationale Tätigkeit, und zwar als Sekretär der „Internationalen Union der Holzarbeiter".[35] Seit 1938, nach dem Tode von Heinrich Schliestedt, ist er Leiter der „Auslandsvertretung deutscher Gewerkschaften" und vom Internationalen Gewerkschaftsbund anerkannt als erster Repräsentant der (illegalen) deutschen Gewerkschaften. Ist Tarnow eher Theoretiker und ein Politiker mit starker menschlicher Ausstrahlung, so läßt sich Krebs eher als Praktiker gewerkschaftlicher Organisationsarbeit kennzeichnen oder mit den Worten eines anderen früheren Emigranten:

„Krebs war der typische Gewerkschafter der 20er Jahre, der überall dabei war, um aufzupassen. Er war ein guter Organisator, der stets nach dem nächsten Glied in der Kette suchte."[36]

Es ist anzunehmen, daß er dabei von Tarnow sehr gestützt wurde und daß es zwischen dem „Theoretiker" Tarnow und dem „Praktiker" Krebs eine stillschweigende Arbeitsteilung gab. Krebs jedenfalls dürfte die grundlegenden politischen Vorgaben und die theoretischen Überlegungen seines Kollegen Tarnow weitgehend gebilligt und für sich übernommen haben.

Bis Ende des Jahres 1942 ist offene politische und gewerkschaftliche Arbeit nicht oder kaum möglich. Erst als sich mit El Alamein und Stalingrad allmählich eine Wende der Kriegslage anbahnt, kann es das um seine Neutralität besorgte Schweden wagen, den politischen Emigranten wieder größeren Freiraum zu gestatten. In dieser Zeit bis Ende 1942 kann nur ein kleinerer Kreis von Exil-Gewerkschaftern sich im Rahmen der Bildungsorganisation der schwedischen Arbeiterbewegung (ABF) regelmäßig treffen, um den Zusammenhalt aufrechtzuerhalten und Vorstellungen über zukünftige Gewerkschaftsaufgaben zu entwickeln.[37]

[35] Vgl. Handbuch der deutschen Exilpresse, S. 755.

[36] Walter Pöppel 1985 in einem Gespräch mit den Verfassern.

[37] Vgl. Martin Krebs und Fritz Fricke im „Mitteilungsblatt" der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter 1945, Heft 13, S. 2 und S. 7. Die Mitteilungsblätter Nr. 44/9 bis 45/13 wurden freundlicherweise von Walter Pöppel aus seinem Privatbesitz zur Verfügung gestellt.

Teilnehmer des Weiterbildungskurses. In der ersten Reihe als dritter von rechts: Fritz Tarnow; in der zweiten Reihe als zweite von links: Anneliese Raabke.

Diskussionen über eine Friedensordnung in der „kleinen Internationale"

Die bedeutendste politische Initiative ging im Sommer 1942 von Angehörigen des norwegischen Exils in Schweden aus. Die Vertreter der norwegischen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung hatten eine grundlegende Plattform für ihre Politik nach dem Kriege erarbeitet, mit wesentlichen Aussagen zu internationalen Fragen und zu einer europäischen Nachkriegsordnung. Wesentlicher Initiator war Martin Tranmael, der große alte Mann der Norwegischen Arbeiterpartei, und wichtige Arbeit leistete Willy Brandt, der damals zum engeren Führungskreis der norwegischen Arbeiterpartei gehörte. Zugleich war Brandt aktives Mitglied der deutschen Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP), die sich 1931 von der SPD abgespalten hatte und für die Einheit der Arbeiterklasse eintrat, ohne jedoch den Führungsanspruch der moskauorientierten Kommunisten zu akzeptieren.

Auf Anregung der norwegischen Gruppe bildete sich ein internationaler Gesprächskreis demokratischer Sozialisten. Einmalig war, daß dieser „kleinen Internationale" Vertreter aus Parteien der kriegsführenden Staaten (beider Seiten) und der neutralen Länder (nicht zuletzt aus Schweden) angehörten, und daß es gelang, eine gemeinsame Plattform und gemeinsame Zielvorstellungen zu formulieren. Vorsitzender war der sudetendeutsche Ernst Paul, Sekretär Willy Brandt. Ferner gehörten dem engeren Kreis u. a. an: Gunnar und Alva Myrdal, Schweden, Bruno Kreisky, Österreich, Fritz Tarnow, Deutschland, sowie Stefan Szende, Ungarn, der wie Brandt zugleich Mitglied der deutschen SAP war. Hinzu kamen Vertreter der ČSR, Polens, Estlands usw. – auf die Nennung weiterer Namen soll hier verzichtet werden. Daneben gab es eine Vielzahl von „Mitgliedern", die mehr oder weniger regelmäßig an den Sitzungen der Arbeitskreise teilnahmen, darunter auch Martin Krebs.[38]

[38] Vgl. Klaus Misgeld, a.a.O., S. 181 f.

Die Gruppe sah die Ursache des Faschismus und des Zweiten Weltkrieges in den gesellschaftlichen und internationalen Fehlentwicklungen nach dem Ersten Weltkrieg. Sie forderte grundlegende gesellschaftliche Reformen und Planwirtschaft zur Überwindung kapitalistischer Anarchie. Sie lehnte einen „Vergeltungsfrieden" entschieden ab und wandte sich damit gegen alle Tendenzen, das ganze deutsche Volk in seiner Gesamtheit für die Verbrechen der Nazis verantwortlich zu machen, zu bestrafen und auf Dauer zu entmündigen. Sie betrachtete es geradezu als eines ihrer Hauptanliegen, diese mit den Namen des Engländers Vansittart und des Amerikaners Morgenthau verbundenen Tendenzen zu bekämpfen, um einen dauerhaften gerechten Frieden zu gewinnen. Angesichts späterer Verleumdungen gegenüber einzelnen Mitgliedern dieser Gruppe kann dies nicht deutlich genug gesagt werden. Klaus Misgeld gibt hierzu die folgende zusammenfassende Wertung:

„Die Gruppe setzte ihre Hoffnung auf Demokratie und internationale Solidarität. Die Basis für eine solche Entwicklung sollte die Arbeiterbewegung sein. Die demokratisch-sozialistische Arbeiterbewegung wurde von der Gruppe im nationalen

und internationalen Bereich als Garant von Freiheit und Selbstbestimmung, Zusammenarbeit und Gleichberechtigung betrachtet. Ihre Zielsetzungen entsprechen damit eher liberal-humanitären Traditionen als denen des ‚Klassenkampfes'."[39]

[39] Klaus Misgeld, a.a.O., S. 91.

Gefordert wurden weiter ein internationales Sicherheitssystem im Rahmen eines wesentlich gestärkten *„neuen Völkerbundes"* und regionale Zusammenschlüsse bei Verzicht auf nationale Souveränitätsrechte. Man hoffte, daß ein Bruch zwischen den *„angelsächsischen Demokratien"* und der Sowjetunion nach Kriegsende vermieden werden könnte. Dabei erklärte man seinen Respekt vor dem *„heldenhaften Kampf der Roten Armee und des russischen Volkes"* und für den *„großartigen Aufbau nach der Revolution"*. Unter der Voraussetzung eines Endes der Kominternpolitik konnte man sich auch eine Zusammenarbeit mit dem kommunistischen Teil der Arbeiterbewegung vorstellen, stellte aber andererseits im Hinblick auf die nichtsowjetische Arbeiterbewegung eindeutig klar:

„Ihre gewerkschaftlichen und politischen Organisationen müssen selbständig und frei von ausländischer Einmischung und Kontrollen sein."[40]

[40] Vgl. Klaus Misgeld, a.a.O., S. 72 f.

An den demokratischen Prinzipien gab es keine Abstriche.

Zum Verhältnis SoPaDe–SAP

Die breite Zusammenarbeit von Sozialisten aus unterschiedlichsten Ländern und verschiedenen Traditionen und Gruppierungen in der „kleinen Internationalen" kontrastierte scharf mit der internen Situation der deutschen Sozialisten. Die in sich zerstrittenen Sozialdemokraten (SoPaDe) waren zu einer vergleichbaren Integrationsleistung zunächst nicht in der Lage, auch nicht gegenüber anderen nichtkommunistischen Gruppen wie insbesondere der SAP. In einem Brief vom 26. 10. 1942 schrieb Fritz Tarnow im Zusammenhang mit einem Bericht über ein von ihm gehaltenes Referat vor der „internationalen Gruppe":

„Die Diskussion drehte sich dann vornehmlich um diesen Punkt, und dabei kam mir erst recht zum Bewußtsein, welch einen verheerenden Eindruck die Zerrissenheit unserer Bewegung auf die Internationalen macht. Besonders der norwegische Genosse Tranmael äußerte sich sehr temperamentvoll und betonte, daß wir das doch nicht einfach als unvermeidliche Nebensache ansehen dürften, sondern alle Anstrengungen machen müßten, um mit einer einigen Arbeiterbewegung neu beginnen zu können. Neben anderen Rednern äußerte sich im gleichen Sinne auch der Genosse Enderle, der Leiter der hiesigen SAP-Gruppe, und richtete an mich persönlich die Aufforderung, eine Initiative zu ergreifen."[41]

[41] ASD, Bestand Emigration SoPaDe, Mappe 134.

Die Idee einer „Sozialistischen Einheitspartei" gewann in der Folgezeit an Boden, wobei es Tarnow und seinen Anhängern zunächst um einen Zusammenschluß der demokratisch-sozialistischen Parteien und Gruppen ging (SPD, SAP, „Neu Beginnen", ISK usw.), wie er ähnlich in England mit der „Union deutscher sozialistischer Organisationen" bereits seit 1941 existierte. Zur Möglichkeit einer Einheitspartei unter Einschluß der Kommunisten schrieb der spätere Lübecker

Senator Paul Bromme am 27. 09. 1944 in einem Brief aus Örebro an Martin Krebs:

„Die Genossen sind der Meinung, daß man jetzt und wohl auch in der Zukunft mit den Kommunisten zusammenarbeiten muß. Sie sind da, und man muß mit ihnen rechnen... Unsere Einstellung als Partei muß sein, eine größtmögliche Einheit der Arbeiterbewegung zu schaffen. Aber nur unter dem Einfluß und der Initiative unserer Partei.“[42]

Gegenüber der uns heute bekannten SED der DDR wäre dies in der Tat eine „Einheitspartei“ mit umgekehrten Vorzeichen gewesen!

[42] Zitiert nach Dieter Günther, a.a.O., S. 205, Anm. 75.

Die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Schweden

Aber damit ist der Entwicklung weit vorausgeeilt. Die Situation der schwedischen SoPaDe läßt eine solche Annäherung der verschiedenen sozialistischen Strömungen auf direktem Wege noch nicht zu. Diese Annäherung zu bewirken, sollte in der Folgezeit – ab Ende 1942 – wesentliches Verdienst der von Martin Krebs geleiteten „Landesgruppe deutscher Gewerkschafter“ werden.

Im Dezember verschickt die Landesgruppe unter dem Titel „Bereithalten zur Mitarbeit“ einen „Rundbrief Nr. 1“[43], in dem *„angesichts der weltpolitischen Ereignisse der letzten Wochen“* zu verstärkter Mitarbeit aufgerufen wird, um sich für „die *Wiederaufrichtung eines freien demokratischen Deutschland“* und einer *„freien unabhängigen Arbeiterbewegung in der Heimat“* bereitzuhalten. Bereits im November hätten zwei Versammlungen stattgefunden, an denen auch *„die Kollegen der SAP“* teilgenommen hätten. Die alten Mitglieder der Landesleitung (von 1938) seien wiedergewählt und durch einige neue ergänzt worden, darunter *„auch die Kollegen aus der SAP“*.

Im übrigen wird über die bisher unter den Exilgewerkschaften in Schweden geführten Diskussionen über die künftige Gewerkschaftspolitik nach dem Kriege berichtet. Besonders hervorgehoben wird der Gedanke der „Einheitsgewerkschaft“.

[43] Vgl. hierzu den umfangreichen Briefwechsel von Hermann Fischer mit Kurt Heinig u. a. in ASD, Bestand H. Fischer, Mappe 7 – in diesem Bestand befindet sich auch das o. g. Rundschreiben der Landesgruppe vom Dezember 1942.

„Die Landesleitung deutscher Gewerkschafter in Schweden, von links nach rechts: die Koll. Zammert, Mugrauer, Tarnow, Krebs, Elchner, Haß, Fricke“ (Foto aus Privatbesitz Walter Pöppel, abgedruckt im „Mitteilungsblatt“ der Landesgruppe dt. Gewerkschafter vom 31. 12. 1945, hier mit Wiedergabe der Originalunterschrift).

Es müsse vor allen Dingen erreicht werden, *„eine Zersplitterung nach Weltanschauungen von vornherein auszuschalten"*.

Gegen den „Vansittartismus"

Bemerkenswert sind auch in diesem Rundschreiben die Auseinandersetzungen mit alliierten Bestrebungen, Deutschland nach seiner zu erwartenden Niederlage durch einen „Vergeltungsfrieden" auf Dauer niederzuhalten und ihm damit jegliche Chance zu einem eigenständigen Wiederaufbau und Neuanfang in wirtschaftlicher, sozialer und politischer Hinsicht zu nehmen. Wörtlich heißt es in dem Aufruf:

„In England wird eine lebhafte Diskussion um die Gestaltung des künftigen Friedens geführt. Dabei macht sich auch eine Strömung bemerkbar, die nach dem Namen ihres Führers als ‚Vansittartismus' bezeichnet wird. Im Gegensatz zur Atlantic-Declaration und anderen programmatischen Erklärungen der angelsächsischen Staatsmänner propagieren die Vansittartisten einen Vernichtungsfrieden gegen Deutschland. Nach ihrer Meinung war der Versailler Vertrag nicht etwa zu hart, sondern viel zu milde. Von ihnen geht die These aus: ‚Hitler und das deutsche Volk sind eins'. Sie verkünden eine politische Rassentheorie – gleichwertig mit der nazistischen Judentheorie - wonach den Deutschen seit der Zeit der alten Germanen das Rauben, Morden und der Trieb zur Gewalttätigkeit im Blute stecke. Und da diese Rasseneigenschaft nicht behoben werden könne, fordern sie die Unterdrückung des deutschen Staates und die Stellung des deutschen Volkes unter Kuratel."

Allerdings wird sogleich hinzugefügt:

„Die überwiegende öffentliche Meinung in England und schärfer noch in Amerika lehnt den Vansittartismus ab und fordert einen Vernunftfrieden, vernünftiger als der von Versailles."

Hier wie auf anderen Gebieten zeigen sich deutliche Parallelen zur „Gruppe internationaler Sozialisten" und ihrer Forderung, über einen „Vernunftfrieden" zu einer neuen, gerechteren Weltordnung unter Einschluß auch der Deutschen zu gelangen.

Die unter der Leitung von Martin Krebs neukonstituierte „Landesgruppe deutscher Gewerkschafter" entwickelt sich in den folgenden Jahren zu einer der erfolgreichsten Emigrantenorganisationen in Schweden. Am Anfang allerdings gibt es auch Widerstand aus der Gruppe weit rechts stehender Sozialdemokraten um Kurt Heinig, die in der Politik der Einheitsgewerkschaft zunächst nur eine Variante kommunistischer Einheitsfrontpolitik sehen.[44]

In einem Rückblick auf die Arbeit der Landesgruppe anläßlich ihrer Auflösung im Dezember 1945 schreibt Martin Krebs zur Mitgliederentwicklung seit Ende 1942:

„160 Kolleginnen und Kollegen folgten damals unserer Aufforderung. Heute zählt unsere Landesgruppe 362 Mitglieder. Dabei ist in Rechnung zu stellen, daß im Laufe der letzten Monate 25 Kollegen nach Dänemark, einige nach Norwegen und 6 Kollegen und eine Kollegin nach Deutschland zurückgekehrt sind."[45]

[44] Ebenda.

[45] „Mitteilungsblatt" der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter Nr. 13/1945, S. 2; vgl. im übrigen den Fundstellennachweis in Anm. 37.

Über gewerkschaftliche Arbeit zu politischer Integration

Im Mitteilungsblatt vom September 1944 wird die Mitgliederzahl mit 345 und die Zahl der über ganz Schweden verteilten Ortsgruppen mit elf angegeben, wobei die Stockholmer Gruppe zweifellos die bedeutendste war. Die Ortsgruppen führen regelmäßig Mitgliederversammlungen durch mit Vortragsveranstaltungen und Diskussionen zu gewerkschaftlichen, wirtschafts-, sozial- und allgemeinpolitischen Themen. Zu den verschiedenen Themenbereichen werden zentrale Arbeitskreise gebildet, die programmatische Ausarbeitungen für den demokratischen Wiederaufbau Deutschlands nach dem Kriege formulieren. Im Mittelpunkt steht die Schaffung einer einheitlichen Gewerkschaftsorganisation, die die Fehler der Weimarer Zeit vermeidet und vor allem die weltanschauliche Zersplitterung in sozialdemokratische, christliche, liberale und kommunistische Richtungsgewerkschaften überwindet. An dieser Arbeit nehmen linke und rechte Sozialdemokraten und Angehörige der Sozialistischen Arbeiterpartei wie Irmgard und August Enderle und Walter Pöppel lebhaft teil. Und es ist auch nur konsequent, daß auch Kommunisten wie etwa Herbert Warnke und Karl Mewis oder Charlotte Burmeister (die spätere Frau Wehner) von dieser Gewerkschaftsarbeit nicht ausgeschlossen werden. Durchweg verhalten sich die Kommunisten bei ihrer gewerkschaftlichen Arbeit in der Landesgruppe loyal, halten sich mit eigenen programmatischen Vorschlägen aber eher zurück.[46]

[46] Vgl. H. Müssener, a.a.O., S. 123 ff.; Dieter Günther, a.a.O., S. 142 f.

Dagegen zeichneten sich die SAP-Mitglieder in der Landesgruppe durch besonders konstruktive Mitarbeit in organisatorischer und inhaltlich-programmatischer Hinsicht aus. So ist es wohl vor allem dieser Zusammenarbeit zu danken, daß es allmählich gelang, die persönlichen und parteipolitischen Differenzen zu überwinden. Nach langen Diskussionen nahm der Gedanke einer Verschmelzung der SAP und der SoPaDe feste Formen an mit Willy Brandt, Irmgard und August Enderle und Stefan Szende als treibenden Kräften. Im Oktober 1944 stimmte die Stockholmer SoPaDe-Gruppe der Aufnahme von 15 SAP-Mitgliedern zu; auch der rechtsstehende Kurt Heinig billigte dies ausdrücklich. In einem Begleitschreiben zu ihrem Aufnahmeantrag betonten die ehemaligen SAP-ler, man wolle damit den bevorstehenden Problemen und Schwierigkeiten der Nachkriegszeit Rechnung tragen, die *„mit Erfolg nur bewältigt werden“* könnten,

„wenn es gelingt, von Beginn des Wiederaufbaus die frühere Zersplitterung zu verhindern und neben einer einheitlichen Gewerkschaftsbewegung eine sozialistisch-demokratische Einheitspartei zu schaffen“.[47]

[47] Zitiert nach H. Müssener, a.a.O., S. 171.

Damit konnte schon im Exil eine wesentliche Grundlage für eine parteipolitische Entwicklung gelegt werden, die sehr viel später – 1959 – im Godesberger Programm der SPD mit diesen Worten umschrieben wurde:

„Auf deutschem Boden sammeln sich die Sozialisten in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, die jeden in ihren Reihen willkommen heißt, der sich zu den Grundwerten und Grundforderungen des demokratischen Sozialismus bekennt.“

Der Freie Deutsche Kulturbund (FDKB)

Um die Jahreswende 1943/44 ist Martin Krebs einer der Mitunterzeichner eines Aufrufs zur Gründung des „Freien Deutschen Kulturbundes" (FDKB), der sich rasch zur zahlenmäßig stärksten Emigrantenorganisation in Schweden entwickelt. Zu den Unterzeichnern gehören zahlreiche Personen aus allen Lagern des politischen und intellektuellen Exils. Aufgerufen werden alle in Schweden lebenden Deutschen zur Pflege der künstlerischen und wissenschaftlichen Tradition des deutschen Humanismus, zur Erneuerung seines Geistes und zur Verteidigung seines moralischen und politischen Gehalts gegen die nationalsozialistische Barbarei. Als vornehmste Aufgabe wird es betrachtet,

„das andere und bessere Deutschland, das in der Heimat zum Schweigen verurteilt ist, durch die Werke seines Schrifttums und seiner künstlerischen Schöpfung zu Worte kommen zu lassen".[48]

[48] Zitiert nach H. Müssener, a.a.O., S. 200.

Auch in dieser Betonung des „anderen und besseren Deutschland" kommt deutlich das Bemühen zum Ausdruck, den zunehmenden Tendenzen des „Vansittartismus" aktiv entgegenzutreten.

Mit zahlreichen Theater- und Konzertaufführungen sowie Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen konnte eine bemerkenswerte Arbeit in diesem Sinne geleistet werden. Das änderte nichts daran, daß man sich politisch auf schwierigem Terrain bewegte. Vorausgegangen waren von der Sowjetunion aus gesteuerte Bemühungen der Kommunisten, auch außerhalb der UdSSR Komitees nach dem Muster des „Nationalkomitees Freies Deutschland" (NKFD) zu gründen. Nach offizieller DDR-Geschichtsschreibung war dies im Juli 1943 bei Moskau als

„leitendes Organ der Bewegung ‚Freies Deutschland' gegründet worden, die unter Führung der Kommunistischen Partei Deutschlands die Bündnispolitik und die führende Rolle der Arbeiterklasse Deutschlands in der bis dahin umfassendsten Weise verwirklichte"

und eine breite antifaschistische *„Volksbewegung"* anstrebte, *„die fest an der Seite der UdSSR steht".*[49] Diesem NKFD gehörten nicht zuletzt ehemalige Hitlergenerale und Offiziere der geschlagenen deutschen Stalingradarmee an.

[49] Vgl. Wörterbuch der Geschichte, Dietz Verlag, Berlin 1983, S. 740.

In einem Schreiben an Hans Vogel, also an den SoPaDe-Vorstand in London, führte Fritz Tarnow am 6. 12. 1943 u. a. aus:

„Auf Wunsch Emils (gemeint ist wahrscheinlich Emil Stahl, K. S.), *der selber nicht bei dieser Angelegenheit beteiligt ist, will ich Euch einen Bericht über die Angelegenheit „Moskauer Freiheits-Komitee in Schweden" geben. Mit den hiesigen KPD-Leuten arbeiten wir zusammen im gewerkschaftlichen Zusammenschluß, wo sie sich absolut einwandfrei und geradezu vorbildlich benehmen. Vor etwa 7 Wochen hatten sie einige unserer Genossen, aus der Leitung unserer Gewerkschaftsgruppe, der SPD-Ortsgruppe und der SAP, zu einer unverbindlichen Besprechung eingeladen, und wir sind auch der Einladung gefolgt. Hier referierte Erich Glückauf – ich glaube, er war früher Redakteur an der kommunistischen Zeitung in Hannover – über die*

Notwendigkeit eines Zusammenschlusses aller Antihitlerdeutschen in Schweden und die Bildung eines gemeinsamen Organs, wie es auch in England eingeleitet worden sei. Daß zuerst in Moskau ein solcher Ausschuß gebildet worden sei, läge nur daran, daß eben in anderen Ländern die Initiative dazu gefehlt habe."[50]

[50] ASD, Bestand Emigration SoPaDe, Mappe 134.

Über ein weiteres vorbereitendes Treffen hieß es dann:

„Von uns wurde dazu erklärt, daß solche Maßnahmen nur von den Organisationen durchgeführt werden könnten. Es sei vielleicht möglich, daß unsere Organisation der Veranstaltung von unpolitischen deutschen Kulturveranstaltungen zustimmen würden, aber sie würden nichts mitmachen, was nach Moskauer Ausschuß rieche."

Tarnow zog abschließend folgendes Resümee:

„Dies ist alles, was hier geschehen ist. Die Besprechungen vollzogen sich in sehr anständigen Formen, man kennt die KPDisten gar nicht mehr wieder, auch in Bezug auf die sachliche Linie. Ich fühle mich dabei auf meine alten Tage geradezu an den sozialrevolutionären linken Flügel versetzt! Toleranz gegen das Bürgertum und nichts von Sozialismus und sozialer Revolution!"

Tatsächlich gelang es, die befürchteten Schwierigkeiten zu überwinden, indem man auf weitgehende personelle Ausgewogenheit achtete und sich der Mitarbeit namhafter Intellektueller wie des Germanisten Walter Berendsohn und des Schriftstellers, Mediziners und Sexualwissenschaftlers Max Hodan versicherte. Hodan war bis November 1944 Vorsitzender des FDKB.

Wie die gewerkschaftliche Landesgruppe trug der FDKB wesentlich dazu bei, Tendenzen zu sektenmäßiger Zersplitterung innerhalb des politischen und intellektuellen (auch des sozialdemokratischen) Exils zu überwinden. H. Müssener zieht folgendes Fazit:

„Die Veranstaltungen hatten, was immer wieder gerne bestätigt wurde, eine große moralisch-psychologische Wirkung und halfen den Flüchtlingen, ihr Los zu ertragen. Sie gaben ihnen das Gefühl, unter Gleichgesinnten und Schicksalsgenossen zu erleben, daß es wirklich noch ein anderes Deutschland gab."

Der „Arbeitsausschuß deutscher antinazistischer Organisationen"

Am 24. September 1944 findet unter Leitung von Martin Krebs eine öffentliche Veranstaltung in Stockholm statt, zu der die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter, FDKB, SoPaDe und KPD erstmalig eingeladen hat. Gedacht wird des ermordeten Wilhelm Leuschner, der als führender Repräsentant der illegalen Gewerkschaftsbewegung im Reich zu den Verschwörern des 20. Juli gehört hat, und Ernst Thälmanns (Vorsitzender der KPD) sowie Rudolf Breitscheids (der letzte Vorsitzende der SPD-Reichstagsfraktion) mit Ansprachen von Fritz Tarnow und Karl Mewis.[51] Etwa zur gleichen Zeit ergreifen Martin Krebs und sein gewerkschaftlicher Vorstandskollege Hans Mugrauer die Initiative zur Gründung eines kartellartigen Zusammenschlusses. Im Oktober 1944 bilden gewerkschaftliche Landesgruppe, FDKB, SoPaDe und KPD einen

[51] Mitteilungsblatt 10/1944; H. Müssener, a.a.O., S. 214.

Teilnehmer eines sozialdemokratischen Parteitreffens in Stockholm, 1944 – in der ersten Reihe von links: Fritz Fricke und Fritz Bauer; Diskussionsredner: Fritz Abicht; zweite Reihe links: Hilde Behrisch; Mitte: Peter Haß; rechts: Willi Seifert; dritte Reihe links: Anneliese Raabke neben Hans Mugrauer.

„Arbeitsausschuß deutscher antinazistischer Organisationen in Schweden". Ein solcher Schritt muß überraschen, wenn man sich frühere antikommunistische Äußerungen und Aktionen solcher keinesfalls linksstehender Sozialdemokraten und Gewerkschafter wie Martin Krebs und Fritz Tarnow vergegenwärtigt: Die Entwicklung des Krieges spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle. Man rechnet mit dem baldigen Ende des Krieges und ist sich klar darüber, daß der Sowjetunion eine wesentliche Rolle als Siegermacht zufallen wird. Andererseits ist für die meisten Zeitgenossen das Auseinanderbrechen der Allianz der Siegermächte noch nicht vorhersehbar und damit auch nicht die Spaltung Deutschlands in einen östlichen und einen westlichen Teil. Ein zweiter Aufruf vom Januar 1945 zeigt, daß man zumindest teilweise noch sehr lange die Hoffnung hegt, das deutsche Volk werde in wesentlichen Teilen selbst an seiner Befreiung von der Nazidiktatur mitwirken. Wörtlich heißt es:

„Die Dauer und die Art der Besetzung sowie die endgültigen Friedensbedingungen werden weitgehend von dem positiven Einsatz des deutschen Volkes im Endkampf des Krieges und während der Okkupation bestimmt werden. Diese Zusammenarbeit soll auch dem Zweck dienen, günstigere Voraussetzungen für den erfolgreichen Kampf der Arbeiterbewegung um ihre eigenen Ziele zu schaffen."[52]

[52] Zitiert nach H. Müssener, a.a.O., S. 216.

Hoffnung auf internationale Solidarität

Die Entwicklung macht rasch klar, daß die Hoffnung, das deutsche Volk selbst werde an seiner Befreiung wesentlichen Anteil haben, sich nicht erfüllt. Es bleibt die Hoffnung auf internationale Solidarität und auf den sozialistischen Internationalismus der Arbeiterbewegung – trotz allem, was von Deutschen und im deutschen Namen geschehen ist. In einem Aufruf zum 1. Mai 1945 in der „Sozialistischen Tribüne", dem Organ der SoPaDe in Schweden, schreibt Martin Krebs:

„Es ist richtig, wenn wir nach diesem Krieg unsere sozialistischen Forderungen als unser nationales Programm proklamieren, um dafür breiteste Massen zu gewinnen. Sofort taucht aber

die Frage auf, ob die deutschen Sozialisten, vor allem unter Berücksichtigung der katastrophalen Erbmasse, allein ein solches ‚sozialistisch-nationales' Programm durchführen können. Nein, wir können es nicht allein. Wir sind auf Hilfe und Solidarität der internationalen Arbeiterklasse und der Völker überhaupt angewiesen. Das Eigeninteresse zwingt uns zum Internationalismus. Die nationalen Kräfte und aller guter Wille reichen zur Bewältigung der vor uns liegenden Probleme nicht aus."[53]

Und weiter:

„Eine solche internationalistische Orientierung ist auch zur Zeit jeder sozialistischen Bewegung vorgeschrieben. Wir deutschen Sozialisten und Gewerkschafter haben uns dazu zu bekennen. Überspitzten Nationalismus haben wir abzulehnen, weil er auf den Widerstand der besten Teile der Arbeiterschaft, aber auch der internationalen Arbeiterbewegung stoßen muß. Wir haben den Internationalismus mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern."

[53] ASD, a.a.O.

Schwierigkeiten bei der Rückkehr ins Nachkriegsdeutschland

Da man vorerst jedenfalls die Entwicklung in und um Deutschland nicht direkt beeinflussen kann, bleibt als wichtige Aufgabe die Vertretung gemeinsamer Interessen der Emigranten gegenüber schwedischen Behörden und die Vorbereitung der baldigen Rückkehr nach Deutschland nach Kriegsende. Die Koordinierung dieser Bemühungen obliegt dem „Arbeitsausschuß" oder – so die spätere Bezeichnung – der „Zentralstelle deutscher antinazistischer Organisationen". Es werden Fragebogen ausgegeben; mit schwedischen und alliierten Stellen wird über konkrete Rückkehrmöglichkeiten verhandelt. Daneben laufen Bemühungen über den Internationalen Gewerkschaftsbund in London. Im Schreiben vom 25. Juni 1945 an Martin Krebs schreibt der Sekretär des IGB W. Schevenels:

„Du fragst, ob wir uns im I. G. B. darüber Gedanken gemacht haben, wie die vorhandenen zuverlässigen Kämpfer entsprechend für den demokratischen Wiederaufbau Deutschlands verwendet werden können. Du kannst versichert sein, daß wir keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, um in diesem Sinne unseren Einfluß geltend zu machen. Wir haben immer wieder in unseren Publikationen und Beschlüssen diesen Standpunkt klar zum Ausdruck gebracht, und haben auch des öfteren bei den zuständigen Stellen der Alliierten Großmächte, ob militär oder zivil, immer wieder entsprechende Anregungen und Vorschläge gemacht. Es kann gesagt werden, daß heute schon eine ganze Zahl deutscher und österreichischer Kollegen nützlich in Deutschland und Österreich eingesetzt worden sind. Man muß dabei nicht vergessen, daß wir nicht die einzigen sind, die mit solchen Ansuchen an die Alliierten herantreten."[54]

Im gleichen Monat erscheint das von Martin Krebs mitherausgegebene gewerkschaftliche „Mitteilungsblatt" mit dem Aufmacher „Unsere Rückreise und Aufbauarbeit".[55]

„Zweck und Sinn einer politischen Emigration", heißt es, *„kann nur sein, daß sie, sobald es die Verhältnisse ermöglichen, in ihr Heimatland und früheres Tätigkeitsgebiet zurückkehrt, um dort – wenn auch unter inzwischen ganz veränderten Bedin-*

[54] Das Original des Briefes befindet sich im Nachlaß von H. Gottfurcht, Privatarchiv Dr. Gerhard Beier, Kronberg/Taunus.

[55] Vgl. Anm. 37 und 45.

gungen – die Arbeit wiederaufzunehmen, aus der sie durch den Terror ihres politischen Gegners vertrieben wurde. Es ist daher selbstverständlich, daß alle wirklich politischen deutschen Emigranten in Schweden und sicher auch in anderen Emigrationsländern jetzt, nachdem die Naziherrschaft zu Boden geschlagen ist, möglichst sofort nach Deutschland zurückkehren wollen."

Schon in diesem Artikel wird deutlich, daß die Hoffnung auf baldige Rückkehr enttäuscht werden sollte:

„Doch nun türmen sich gegen eine schnelle Rückkehr ganz unerwartet große Schwierigkeiten auf. Die Wiedereinreise ist ganz abhängig von den alliierten Besatzungsmächten in Deutschland. Über ihre Bedingungen für die Einreise ist bis jetzt offiziell nichts bekannt. Man weiß auch nicht, ob unter den Alliierten selbst bestimmte Abmachungen und festgelegte Pläne darüber bestehen, oder ob die einzelnen Besatzungsmächte in ihrer Okkupationszone nach eigenem Ermessen handeln werden. Klar sichtbar ist bis jetzt nur das Eine, daß keine der verschiedenen Okkupationsbehörden gegenwärtig und für die allernächste Zeit eine allgemeine Rückwanderung der Emigranten wünscht oder zulassen will. Über die Gründe kann man von den offiziellen Stellen nichts erfahren. Inoffizielle und private Mitteilungen, zum Teil in Briefen von Freunden aus England, geben als Gründe an, daß die Zerstörungen, speziell von Wohnungen in allen Städten und des Verkehrswesens, das noch herrschende Chaos, Mangel an Nahrungsmittel usw. so groß wäre, daß für absehbare Zeit keine Emigranten zugelassen werden könnten."

Und weiter:

„Wir wollen und dürfen jedoch nicht vor diesen Schwierigkeiten zurückschrecken, ebensowenig wie wir uns einfach mit den oben angeführten Gründen abfinden und tatenlos abwarten können. Dies um so weniger als auch eine Reihe anderer Stimmen und Mitteilungen vorliegen, aus denen man schlußfolgern muß, daß bei bestimmten Stellen auch andere als oben angeführte Gründe für die Verweigerung einer schnellen Rückreise vorliegen."

Der Artikel schließt mit den Worten:

„Unser Appell richtet sich dabei in erster Linie auch an die leitenden Stellen der internationalen Arbeiterbewegung, vor allem an die führenden Kreise des im Entstehen begriffenen neuen Internationalen Gewerkschaftsbundes."

In der Novemberausgabe des „Mitteilungsblattes" schließlich findet sich folgender Hinweis „Rückwanderung":

„Bekanntlich hat die Zentralstelle den Versuch unternommen, durch Zusammenstellung eines Sammeltransportes die Rückwanderung der politischen und gewerkschaftlichen Emigranten in die Wege zu leiten. Ca. 170 Personen haben sich bereit erklärt, bei Zustandekommen dieses Transportes in die Heimat zu reisen. Die bisherigen Ergebnisse der von der Zentralstelle geführten Verhandlungen lassen darauf schließen, daß nicht damit zu rechnen ist, daß dieser Transport in absehbarer Zeit zustande kommen wird, weil die Okkupationsbehörden immer noch nicht die Weisung haben dürften, der politischen Emigration die

Heimreise zu genehmigen. Wir geben diese Information bekannt, damit die Kollegen und Kolleginnen, die sich zur unmittelbaren Heimreise bereit erklärten, ihre privaten Dispositionen so einrichten, daß sie voraussichtlich noch über den Winter hier sein werden. – Für die Zentralstelle: Hans Mugrauer"[56]

[56] Ebenda.

Dieser Hinweis erfolgte vor einem sehr konkreten Hintergrund: Die schwedischen Behörden hatten sich im Sommer 1945 bereit erklärt, ein Schiff für den baldigen Heimtransport bereitzustellen und die Verantwortung für die Reise bis Lübeck zu übernehmen. Daraufhin hatten anscheinend schon einige der 170 hierfür angemeldeten Flüchtlinge ihren Haushalt aufgelöst und Möbel und Habseligkeiten verkauft.

Hilfswerk in Schweden für Befreite aus deutschen Konzentrationslagern

Die deutschen Emigranten, denen die Alliierten die Rückkehr in die Heimat und die direkte Teilnahme am Wiederaufbau zunächst verwehrten, finden rasch ein anderes Betätigungsfeld, dem viele ihre ganze Kraft widmen. Im Juniheft des „Mitteilungsblattes" (1945) gibt die „Landesleitung" der Gewerkschaftsgruppe bekannt, daß unter dem Namen „Hilfswerk in Schweden für Befreite aus deutschen Konzentrationslagern" von den antinazistischen Gruppen ein Hilfskomitee geschaffen worden sei, dem auch namhafte schwedische Persönlichkeiten angehörten. Es habe sich die Aufgabe gestellt, den nach Schweden gekommenen Geretteten aus deutschen Konzentrationslagern durch Sammlung und Übersendung von Gaben, auch Geldbeträgen, zu helfen. Besonders wichtig sei dabei die Einsammlung von deutschen antinazistischen Büchern.[57]

[57] H. Müssener, a.a.O., S. 101.

Tatsächlich sind in den letzten Tagen vor der bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reiches Tausende von KZ-Häftlingen in einer ebenso einmaligen wie großartigen humanitären Aktion durch Vermittlung des schwedischen Außenministeriums und vor allem des schwedischen Roten Kreuzes unter der Leitung von Graf Folke Bernadotte aus dem Inferno des zusammenbrechenden SS-Terrorregimes gerettet worden. Dies geschah in ausdrücklichem Zusammenwirken mit Heinrich Himmler, über dessen widersprüchliches Verhalten und die dahinter steckenden Motive hier nicht weiter zu spekulieren ist.[58]

[58] Vgl. Arvid Brodersen in „Mellom Frontene", S. 116 ff. und 142 ff.

Die Juli-Ausgabe des „Mitteilungsblattes" bringt in schwedischer Sprache einen Aufruf des Hilfskomitees unter der Bezeichnung „Hjälpkommitteń för tyska och statslösa offer från koncentrationlägren". Interessant ist, daß Vorstand oder Präsidium dieses Komitees streng paritätisch mit deutschen und schwedischen Mitgliedern besetzt sind, wobei zusätzlich noch auf politische Ausgewogenheit geachtet wird. Als Vorsitzende („ordförande") werden genannt: Gunnar Mohlne und Martin Krebs; ferner als Kassenwart Walter Friedrich (SPD) und Peter Haß (SPD) sowie als weitere Mitglieder des Geschäftsführenden Vorstands Karl Mewis (KPD) und Fil. Mag. Greta Engkvist.

Im einzelnen wird ausgeführt: Dank einer großartigen Hilfe von Seiten der schwedischen Regierung sowie von Privatperso-

Aufruf des „Hilfskomitees für deutsche und staatenlose Opfer der Konzentrationslager" im „Mitteilungsblatt" der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Schweden, Dezember 1945.

AUFRUF
Helft deutschen Kindern!

Nachdem unser Komitee jetzt die Möglichkeit bekommen hat, den Opfern des Nazismus nach Deutschland hinein Hilfe zu geben, hat es sich speziell die Aufgabe gestellt, Kinder in Not zu unterstützen. Es ist vom Komitee ein Frauenausschuss eingesetzt worden, der in Nähstuben Kleider und anderes Material verarbeitet. Hierbei muss jede Kameradin aktive Mitarbeiterin werden.

Ausserdem wird erwartet, dass Kleider, Material, und Geld für unsere Arbeit gesammelt wird.

Werbt in Euren Freundeskreisen!

Geldbeträge mit dem Vermerk »Materialeinsammlung» sind auf das Postgirokonto 900350 einzuzahlen.

Kleider können in der Nähstube, Kungsholms Hamnplan 3 jeden Mittwoch von 2—9 Uhr abgegeben werden, wo auch Arbeit ausgeteilt wird.

Kleidereinsammlungen aus anderen Orten gehen an die Adresse des Hilfskomitees, Stockholm, Upplandsgatan 7. Tel. 20 75 46.

Hjälpkommittén
för koncentrationslägrens tyska och statslösa offer.
Kvinnoutskottet.

---

nen und Vereinigungen seien 30 000 Personen aus deutschen Konzentrationslagern nach Schweden gebracht worden. Darunter befänden sich mehrere hundert Deutsche und Staatenlose (deren Anzahl voraussichtlich noch wachsen werde), die wegen ihrer politischen oder religiösen Haltung oder aufgrund der nazistischen Rassengesetze verfolgt worden seien. Für diese Menschen gebe es keine Möglichkeit der Hilfe durch diplomatische Vertretungen etc., wie dies bei Franzosen, Holländern, Polen und Angehörigen anderer Nationen der Fall sei. Wegen der großen Zahl der Opfer nazistischer Gewaltherrschaft könne die Hilfe der schwedischen Behörden während der ersten Zeit nach der Befreiung nicht den gesamten Bedarf abdecken. Deshalb sei es für die deutschen demokratischen Organisationen eine „liebe Pflicht", ein eigenes Hilfswerk zu gründen.[59]

[59] Vgl. Anm. 37 und 45.

Schon in der nächsten Ausgabe, im August 1945, kann ein erster Bericht über erfolgreiche Arbeit gegeben werden. Es heißt dort:

„Das Komitee betreut zur Zeit ungefähr 300 deutsche und staatenlose Konzentrationslagerhäftlinge, die vom schwedischen roten Kreuz nach hier übernommen worden sind. Weitere 1200 Personen, aus dem Lager Theresienstadt kommend, werden in der nächsten Zeit erwartet.

Unser Hilfswerk ist in der schwedischen Öffentlichkeit überall gut aufgenommen worden, vor allem in Kreisen der organisierten Arbeiterschaft. Die L. O. (also der schwedische Gewerkschaftsbund, K. S.) und die ihr angeschlossenen Verbände haben bereits in großzügiger Weise unser Hilfswerk unterstützt. Die Kooperativa und ihre angeschlossenen Konsumvereinigungen beteiligen sich ebenfalls an unseren humanitären Arbeiten. Auch von privater Seite finden wir Unterstützung . . .

Das Komitee wird auch Verbindung mit dem Ausland, vor allem mit unseren Freunden in USA und England suchen. Dringend bitten wir, daß alle unsere Freunde sich für das Hilfswerk einsetzen und überall dafür werben. In verschiedenen Orten wie Göteborg, Sala, Lenhovda hat man schon Lokalkomitees zur Unterstützung der zentralen Hilfsarbeit gebildet; für andere Orte sind sie geplant. Es haben sich maßgebliche schwedische Persönlichkeiten aus allen Schichten der Bevölkerung an die Spitze der Lokalkomitees gestellt, und sie arbeiten an dem Hilfswerk für die unglücklichen Opfer aus den Konzentrationslägern.

Sollen wir unseren deutschen Kameraden die gleiche Hilfe geben, die Befreite aus anderen Ländern erhalten, so benötigen wir für ungefähr 1500 Betreute mindestens 10 000 Kr. im Monat. Neben der finanziellen Hilfe konnten wir bereits in größerem Umfange Wäsche, Kleider, Bücher und sonstige tägliche Bedarfsartikel beschaffen und an die Bedürftigen weiterleiten."[60]

[60] Ebenda.

Auch im folgenden Monat, im September, wird im „Mitteilungsblatt" erneut über die Arbeit des Hilfskomitees berichtet:

„Das Hilfskomitee hat im Juli an 21 Orten in Schweden Befreite aus deutschen Konzentrationslägern betreut. Nach wie vor ist im Lager Holsbybrunn die größte Anzahl unserer Freunde untergebracht. Hier befinden sich 177 Personen, während sich weitere 21 in zwei anderen Lagern und zwar in Kummelnäs und in Helsjön befinden. Die übrigen Betreuten liegen noch in Krankenhäusern und Quarantänelagern. Im Juli zahlten wir an rund 200, im Monat August an ungefähr 260 Personen Unterstützung.

Unter den Befreiten befinden sich auch 8 Kinder. Von diesen sind nur 2 mit den Eltern zusammen. Die übrigen sind alleine und wissen meist nicht, ob die Eltern oder andere Verwandte überhaupt noch leben. Ein 5-jähriges Mädchen wurde von unserem Vertrauensmann in Hälsingborg unter nur polnischen elternlosen Kindern entdeckt. Das Kind wird mit Hilfe des Komitees privat untergebracht werden.

Neben den Geldunterstützungen hat das Komitee mehrere

„Der Vorsitzende des Hilfskomitees, Kollege Krebs, im Kreise einer Reihe ehemaliger deutscher Konzentrationslagerhäftlinge, die im Zusammenhang mit der Bernadotte-Aktion nach Schweden gelangt waren" (Foto aus Privatbesitz, abgedruckt in der Novemberausgabe des „Mitteilungsblatts" der Landesgruppe dt. Gewerkschafter, hier mit Wiedergabe der Originalunterschrift).

Kleidersendungen und in Einzelfällen außerordentliche Krankenunterstützungen gewährt. Das Komitee muß jeden Monat rund 3000 Kronen für Unterstützungen aufbringen."[61]

[61] Ebenda.

Lokale Hilfskomitees seien außer an den erwähnten Orten (Stockholm, Sala, Lenhovda und Göteborg) in Alingsås, Eskilstuna, Nyköping, Malmö, Borås, Uppsala und Söderhamn errichtet worden oder würden zur Zeit aufgebaut.

Ehemalige KZ-Häftlinge, überwiegend aus Ungarn stammend, in Holsbybrunn (ca. 1945).

Von Auschwitz nach Schweden – ein Einzelschicksal

Zu den befreiten KZ-Häftlingen gehörte Frau M. aus Eckernförde. Nach den Gesetzen des „Dritten Reiches" hatte sie als (Halb-)Jüdin gegolten. Im Mai 1944 verhaftet, führte sie ihr Weg u. a. nach Auschwitz, Bergen-Belsen sowie eine Vielzahl anderer Stationen. Ihre Rettung verdankte sie den schwedischen, mit dem Namen Folke Bernadotte verbundenen humanitären Aktivitäten.

Anfang Mai 1945 gelangte sie mit einem Transport von 800 Personen – überwiegend Frauen – nach Schweden. Von diesen waren 798 ungarischer Herkunft, nur Frau M. und eine weitere Schicksalsgefährtin waren Deutsche. In Schweden erlebten diese vom Schicksal geprüften Menschen einen überwältigenden Empfang und eine Welle der Hilfsbereitschaft. Nach einer vierwöchigen Quarantäne in ihrem Ankunftsort Malmö – dies war aus medizinischen Gründen unvermeidlich – kam sie in das südschwedische Holsbybrunn (Småland). In einem Gespräch mit den Verfassern (1984) berichtete Frau M.:

„Wir waren dort recht gut untergebracht und konnten uns nun frei bewegen. In der Regel hatte jeder ein Zimmer für sich, mitunter mußten wir uns auch ein Zimmer teilen. Insgesamt waren wir in Holsbybrunn 100 bis 120 Personen. Eines Tages kam Herr Krebs, sagte uns allen ‚Guten Tag' und stellte sich als unser Betreuer vor. Wenn wir Wünsche hätten und wenn uns etwas fehlte, sollten wir es ihm sagen. Er bemühte sich, mit uns ins Gespräch zu kommen. Sein Büro hatte er in Stockholm. Aber er kam regelmäßig nach Holsbybrunn, wo er sich im Caféhaus ein Zimmer mietete. Am Anfang war er eine längere Zeit dort, um uns näher kennenzulernen. Er hat sich vor allem auch um die Ungarn gekümmert, die zumeist sehr gut Deutsch

sprachen. Er hat Hilfsgüter an uns verteilt und die notwendigen Kontakte zu offiziellen Stellen vermittelt und vor allem geholfen, daß wir wieder briefliche Kontakte mit unseren Angehörigen aufnehmen konnten, soweit dies überhaupt möglich war. Das war ja das Wichtigste! Und er hat auch geholfen, daß wir uns in irgendeiner Weise sinnvoll beschäftigen konnten. Ich hatte damals z. B. den Wunsch, daß ich gerne Porzellanmalerin werden wollte. Das hat er vermittelt. Allerdings konnte ich dann doch nach Deutschland zurückkehren, bevor ich ernsthaft mit der Porzellanmalerei anfangen konnte. Martin Krebs war ein Mensch, der gerne anderen half und sich dann auch ganz dafür einsetzte."

Ansicht von Holsbybrunn (ca. 1945).

Hilfsaktionen für das zerstörte Deutschland

Die Arbeit für die befreiten KZ-Häftlinge in Schweden war ein wichtiger Anfang. Vor allem aber lag den deutschen Emigranten daran, auch den notleidenden Menschen in Deutschland selbst helfen zu können. Dies war zuerst dort möglich, wo Hilfe am dringendsten benötigt wurde und wo sich im Ausland am ehesten Hilfsbereitschaft mobilisieren ließ. In der vorletzten Ausgabe des „Mitteilungsblattes", im Dezember 1945, findet sich ein Aufruf des „Frauenausschusses" des Hilfskomitees für deutsche und staatenlose Opfer der Konzentrationslager:

„Helft deutschen Kindern! Nachdem unser Komitee jetzt die Möglichkeit bekommen hat, den Opfern des Nazismus nach Deutschland hinein Hilfe zu geben, hat es sich speziell die Aufgabe gestellt, Kinder in Not zu unterstützen. Es ist vom Komitee ein Frauenausschuß eingesetzt worden, der in Nähstuben Kleider und anderes Material verarbeitet. Hierbei muß jede Kameradin aktive Mitarbeiterin werden.

Außerdem wird erwartet, daß Kleider, Material und Geld für unsere Arbeit gesammelt wird. Werbt in Euren Freundeskreisen!"[62]

[62] Ebenda.

Schon im November war mitgeteilt worden, daß man sich bemühe, das Komitee auf eine noch breitere Grundlage zu stellen. Zur Zeit verhandele man mit verschiedenen Behörden, um Paketsendungen nach Deutschland mit Lebensmitteln, Medikamenten und Kleidern zu organisieren. In Deutschland war es dann die neu konstituierte Arbeiterwohlfahrt, die die Hilfssendungen in Empfang nahm und ihre Verteilung organisierte. Auch in Schweden bildete sich im Herbst 1945 eine

„Arbeiter-Wohlfahrt der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands – Landesausschuß Schweden". Das folgende Schreiben der schwedischen Arbeiterwohlfahrt (AW) vom 4. August 1946 macht Probleme und Struktur dieser Hilfstätigkeit deutlich und sei deshalb im Wortlaut zitiert:

„Liebe Freunde! Wenn wir bisher mit unserer Tätigkeit zurückhaltend gewesen sind, so beruht das einesteils darauf, daß wir die rein schwedische Hilfstätigkeit nicht durch unsere Aktionen beeinflussen wollten, anderenteils der allgemeinen schwedischen Stimmung Rechnung tragen mußten!

In der Zwischenzeit ist es uns nun aber gelungen, in Gemeinschaft mit einer amerikanischen Hilfsorganisation die Verschikkung von Standard-Paketen nach Deutschland *zu organisieren. (Leider nur nach den drei Westzonen!)*

Die Pakete werden durch Kooperativa Förbundet geliefert, *durch Firma* Schenker & Co. nach Lübeck *befördert und* von der AW in Lübeck dann den Empfängern zugestellt. *Wie uns der Hauptausschuß der AW in Hannover wie auch der Parteivorstand der SPD mitteilten,* sind die Pakete zollfrei!

Der Inhalt der Pakete *ist:*
1 kg Fleischkonserven, 1kg Honig, 1¼ kg Weizenmehl, 1 kg Zucker, 1 kg Maccaroni, 1 kg Trockenmilch, 1 kg Erbsen, ½ kg Fettkäse, ¼ kg Kaffee, ½ kg Marmelade, 200 gr. Schokolade, 4 Dosen Ölsardinen, 10 Bouillonwürfel, 1 Schachtel Süßstoff, 1 St. Toilettenseife, 1 Paket Zündhölzer, 20 St. Zigaretten, 1 Kamm, 1 Zahnbürste, 1 Tube Zahncreme, 1 Rolle Zwirn und Nadeln und evtl. noch 1 weiteres Produkt.

(Wir müssen uns jedoch vorbehalten, einzelne Produkte mit Gleichwertigem auszutauschen, wenn die Ausfuhrbehörden das bestimmen sollten.)

Der Preis per Paket beträgt Kr. 30,– einschließlich Verpakkung frei Bestimmungsort für unsere Mitglieder und uns Nahestehende; für andere Interessierte Kr. 40,–.

Bestellungen und Bezahlung sind bis spätestens Dienstag, den 13. 08. 1946, *an den Unterzeichneten einzusenden, da die Sendung in der gleichen Woche abgehen soll. Später eingehende Bezahlungen werden für folgende Sendung reserviert.*

Geldspenden für die AW zur allgemeinen Verwendung in Deutschland *können bis zur Errichtung des Kontrollgirokontos jederzeit an den Unterzeichneten per Postanweisung geschickt werden.*

Unsere Mitglieder und Freunde werden nunmehr laufend über die weitere Entwicklung unterrichtet werden.

Mit sozialistischem Gruß — *i. A.*
ARBEITER – WOHLFAHRT — *Otto Thiele,*
Landesausschuß Schweden — *Sekretär"*[63]

[63] Ein Exemplar dieses Rundschreibens befindet sich im ASD, Bestand Emigration SoPaDe, Mappe 125.

Rückkehr nach Deutschland

Zu diesem Zeitpunkt befindet sich Martin Krebs bereits in Deutschland; es ist ihm gelungen, mit dem ersten größeren Transport Ende Januar 1946 zurückzukehren. Martin Krebs' weiterer Lebensweg, seine politische und berufliche Rolle im Nachkriegsdeutschland sollen Gegenstand eines Fortsetzungsteils sein.